

Die Verklärungen.

E i n g a n g.

Zu der Genesung von unsern im Treffen bei Molite empfangenen Wunden — wir waren unserer vier deutsche Hauptleute — trug nicht wenig die Anmuth, Pracht und Einsamkeit der Villa, die Gastfreundlichkeit und Güte unsers reichen Wirthes Ambrosio Faustino und die Huld seiner liebenswürdigen Gemahlin bei; am meisten aber die angenehme Entdeckung, daß der freigebige Faustino, so wie seine Gemahlin, von deutscher Herkunft waren. Er hatte sonst Faust geheißen, und war durch die seltsamste Verkettung der Umstände zu seiner Niederlassung in Italien, wie zur Verwandlung seines Namens bewogen worden. Die wundersüße Lust, fern vom vaterländischen Boden deutsche Worte wechseln zu können, machte uns alle gegenseitig vertrauter.

Ich hatte Erlaubniß, meine Morgenstunden in Faustino's Bücher-
saal zuzubringen. Da fand ich in den prächtigen Reihen ausge-
wählter Werke auch einige Bände italienischer Handschriften, von
Faustino selbst geschrieben. Es waren Denkwürdigkeiten aus seinem
Leben, vermischt mit Betrachtungen über Malerei und Bildhauer-
kunst. Als ich um die Günst bat, sie lesen zu dürfen, war Fau-
stino nicht nur so gütig, mir sie zu gewähren, sondern er schlug
selbst einen der Bände auf, und deutete mit dem Finger, wo ich

lesen sollte. „Lesen Sie nur,“ sagte er, „und glauben Sie mir, es ist Wahrheit, so unglaublich auch Alles zu sein scheint. Mir selbst, obwohl ich es doch erfahren habe, dünkt es zuweilen Täuschung meiner Einbildungskraft zu sein.“

Er theilte mir noch eine Menge kleiner Nebenzüge mit. — Doch genug, dies zur Einleitung. Hier folgt das Bruchstück aus Faustino's oder vielmehr Faust's Denkwürdigkeiten.

Das Abenteuer zu Benzone.

Den zwölften September 1771 war ich bei Spilimbergo über den Tagliamentostrom gegangen. Ich näherte mich mit starken Schritten den deutschen Grenzen, dem Vaterlande, das ich seit manchen Jahren nicht wiedergesehen hatte. Doch mein Gemüth war voll unbeschreiblicher Traurigkeit. Es schien, als triebe mich eine unsichtbare Macht zurück. Es rief in mir beständig: *Rehr' um!*

Wirklich blieb ich auf der elenden Straße ein paar Mal stehen, sah mich nach Italien um, und wollte wieder nach Venedig zurück. Aber wenn ich dann dachte: was treiben? wovon leben? ging ich wieder vorwärts den finstern Bergen zu, die in Nebel und Regen aufstiegen.

In der Tasche hatte ich nur noch wenig Geld, schwerlich genug, Wien zu erreichen, wenn ich nicht unterwegs betteln, oder Uhr und Wäsche und bessere Kleider, die ich im Tornister trug, verkaufen wollte. Den schönsten Theil meiner Jugendzeit hatte ich in Italien verlebt, um mich in Malerei und Bildhauerei zu vollenden, und es endlich so weit gebracht, daß ich im siebenundzwanzigsten Jahre einsah, ich könne nichts Großes leisten. Zwar meine römischen Freunde hatten oft die Gefälligkeit gehabt, mir Muth einzusprechen. Manche meiner Stücke waren mir gelegentlich gut bezahlt worden. Doch das tröstete wenig. Ich selbst mußte

Schöpfungen verachten, die mir kein Genüge thaten. Ich trug das schmerzliche Gefühl, daß ich zu ohnmächtig sei und bleibe, die in mir lebenden Urbilder ins Leben zu rufen mit Pinsel und Meißel. Das brachte mich zum völligen Verzweifeln an mir selbst. Ich wollte nicht Geld, ich wollte die Gewalt der Kunst. Ich verwünschte meine verlorenen Jahre, mich selbst. Ich ging nach Deutschland zurück. Noch hatte ich daselbst Freunde. Ich sehnte mich nach einer Einsamkeit, in der ich mich selbst vergessen könnte. Dorfschulmeister oder so etwas wollte ich werden, meinen verwegenen Ehrgeiz zu bestrafen, der nach Nebenbuhlerei mit Raphael und Angelo gestrebt hatte.

Das Regenwetter hatte schon einige Tage gewährt und meine Unbehaglichkeit vermehrt. Der Gedanke ward oft in mir wach: könnte ich nur sterben! — Ein neuer Regenschauer trieb mich abwärts vom Wege unter einen Baum. Da saß ich lange auf einem Felsblock, in großer Schwermuth die zerrissenen Entwürfe und Hoffnungen meines Lebens betrachtend. Ich sah mich in der Einöde eines wilden Gebirgs. Der kalte Regen fuhr in Strömen nieder. Nicht weit von mir brausete ein angeschwollener Gießbach durch die Felsen.

Was soll aus mir werden? seufzte ich. Ich sah nach dem Gießbach, ob er tief genug wäre, wenn ich mich hineinstürzen würde; ich ärgerte mich, nicht schon in Tagliamento meinen Leiden ein Ende gemacht zu haben. Da ergriff mich plötzlich unnennbare Angst — Todesangst. Ich schauderte wieder vor mir selber und meinen Entschlüssen oder Wünschen. Ich sprang auf, und rannte im vollen Regen weiter, als wollte ich mir selber entinnen. Es war schon Abend und ziemlich spät.

Ich kam an ein einzelnes großes Haus, unweit dem Orte Benzone. Die eintretende Dunkelheit, die anhaltenden Regengüsse,

meine eigene Müdigkeit bewogen mich zur Einklehr in dies Gebäude, welches das freundlich einladende Zeichen der Bewirthung für Fremde führte. Indem ich über die Thürschwelle trat, überfiel mich heftiges Schauern, und die gleiche Todesangst, welche ich auf dem Felsblock im Walde empfunden hatte. Ich blieb unter der Thür, Odem zu schöpfen. Aber eben so schnell erholte ich mich. Wie in der warmen Wirthsstube das Leben der Menschen mich wieder anhauchte, fühlte ich mich leicht, wie ich seit vielen Tagen nicht gewesen. Ohne Zweifel war Alles nur Anwendung körperlicher Schwäche gewesen.

Man hieß mich willkommen. Wohlgemuth warf ich das Mäntel auf den Tisch. Man zeigte mir eine kleine Nebenkammer, die nassen Kleider mit trockenen zu wechseln. Während des Umkleidens hörte ich hastiges Laufen auf den Treppen, Öffnen der Stubenthür, schnelles Fragen nach mir und ob ich im Hause übernachten werde; ob ich zu Fuß gekommen, einen Tornister getragen; blonde Haare und dergleichen mehr. Man ging; man kam wieder, und eine andere Stimme that ähnliche Fragen. Ich wußte das nicht zu deuten.

Als ich in die Wirthsstube zurücktrat, betrachteten mich alle Augen neugierig. Ich stellte mich, als bemerkt' ich's nicht. Doch plagte auch mich Neugier, warum man so angelegentlich nach mir geforscht habe, und lenkte das Gespräch aufs Wetter, vom Wetter aufs Reisen und auf die Frage, ob mehr Fremde im Hause wären? Allerdings, hieß es; eine vornehme Herrschaft aus Deutschland, bestehend aus einem alten Herrn, einem bildschönen, todtfranken Fräulein, einer betagten vornehmen Dame, vermuthlich des Fräuleins Mutter, einem Leibarzt, zween Bedienten, und zwei Kammerjungfern. Die Herrschaft sei schon den Mittag angekommen, theils vom schlechten Wetter, theils von der Schwächlichkeit des Fräuleins aufgehalten. Nebenbei erfuhr ich zugleich, daß sowohl

der Leibarzt, als der alte Herr, sich in der Wirthsstube mit großer Eile und beinahe mit Angstlichkeit oder Erstaunen nach mir erkundigt hätten. Der Wirth versicherte, die Herrschaft kenne mich genau. Ich sollte hinaufgehen, ich würde gewiß alten Freunden und Bekannten begegnen, denn es schiene, als hätten sie mich erwartet.

Ich schüttelte den Kopf, überzeugt, daß hier Irrthum walte. Ich hatte in der ganzen Welt keine vornehme Bekanntschaft, am wenigsten mit Deutschen. Noch mehr bestätigte mich in meinem Glauben ein alter Bedienter der Fremden, welcher kam, sich zu mir an den Tisch setzte und in gebrochenem Italienisch Wein forderte. Da ich ihn deutsch anredete, ward er froh, seine Muttersprache zu hören. Er erzählte mir nun von seiner Herrschaft, was er wußte. Der Herr war ein Graf von Hormegg, welcher seine Tochter nach Italien führte, um ihr eine Luftveränderung zu verschaffen.

Je mehr der Alte trank, desto redseliger ward er. Dürster hatte er sich anfangs zu mir gesetzt; bei der zweiten Flasche athmete er heiterer. Als ich ihm sagte, daß ich nach Deutschland zu reisen gedächte, seufzte er tief auf, blickte gen Himmel, und Thränen stiegen ihm in die Augen. „Könnte ich nur mit! könnte ich nur mit!“ sagte er leise und inbrünstig zu mir. „Ich halte es nicht länger aus. Auf dieser Familie, glaube ich, ruht irgend ein Fluch. Es gehen da wunderliche Dinge vor. Ich darf's keinem Menschen vertrauen, und dürste ich's, Herr, wer würde mir's glauben?“

Die traurige Reisegesellschaft.

Bei der dritten Flasche Weins gab sich indessen der alte Sebald, so hieß er, schon Erlaubniß, offenherzig zu sein.

„Herr Landsmann,“ sagte er, und sah sich im Zimmer schüchtern um; es war aber außer uns Niemand in demselben, wir saßen allein bei trübe brennender Kerze: „Herr Landsmann, mich macht man nicht blind. Hier ist Unsegen neben Hülle und Fülle des Reichthums — hier wirthschaftet der böse Geist selber, Gott sei uns gnädig! Der Graf ist steinreich, aber er schleicht einher, wie ein armer Sünder; man hört ihn selten sprechen. Er ist seiner Tage nicht froh. Die alte gnädige Frau, der Gräfin Hortensie Gesellschafterin oder Hofmeisterin oder dergleichen, sieht drein, wie das böse Gewissen, in beständiger Furcht. Die Gräfin selbst — nun ja, ein Kind des Paradieses kann wohl schwerlich schöner sein, aber ich glaube, ihr Vater hat sie dem Teufel verkuppelt. Jesus Marie! was war das?“

Der erschrockene Sebalb flog hoch vom Sitz auf und ward tobtlenbläß. Es war nichts, als der Regenwind, welcher einen Fensterladen mit Heftigkeit zuschmetterte. Nachdem ich den Landsmann beruhigt hatte, fuhr er fort: „Es ist kein Wunder. Man muß in beständigem Todesschrecken leben. Einer von uns wird und soll nächstens wieder sterben. Das habe ich von Jungfer Kathrinen gehört. Gott sei mir barmherzig. Könnte ich mich nicht zuweilen, mit Kamerad Thomas, beim Wein erholen — Herr, an Essen, Trinken und Geld fehlt es uns nicht, nur an frohem Muth — ich wäre längst davon gelaufen.“

Es schien mir, Sebalb fable, süßen Weins voll.

„Woraus schließt Ihr, daß einer von euch sterben solle?“

„Da ist nichts zu schließen,“ erwiederte Sebalb, „es ist nur allzugewiß. Die Gräfin Hortensie hat's gesagt; aber es darf's nur Niemand nachsagen. Sehen Sie, zu Judenburg hatten wir dieselbe Geschichte vor vierzehn Tagen. Die junge Gräfin verkündete einem von uns den Tod. Keiner glaubte daran, weil wir alle gesund waren. Paff, stürzt, wie wir auf der Landstraße

unterwegs sind, Herr Müller, der Sekretär des Grafen, ein allerliebster Mann, sammt Roß und allem Gepäck von der Höhe der Landstraße über die Felsen in den Abgrund, zehnmal tiefer, als der Kirchthurm. Jesus Marie, das war ein Anblick! Hören und Sehen verging mir. Mann und Roß lagen zerschmettert. Wenn Sie durch das Dorf kommen, wo er begraben liegt, die Leute werden es Ihnen erzählen. Ich mag nicht mehr daran denken. Es ist jetzt nur Frage, wer von uns wieder geliefert werden soll? Aber geschieht's — bei meiner armen Seele! so fordere ich vom Grafen auf der Stelle Abschied. Denn mit rechten Dingen geht's nicht zu. Mein alter Hals ist mir lieb; ich möchte ihn nicht im Dienst des Gottseibeius brechen.“

Ich lächelte seiner abergläubigen Angst. Er aber schwor hoch und theuer, und flüsterte: „Die Gräfin Hortenste wird von einer Legion böser Geister besessen. Vor einem Jahre ist sie mehrmals auf dem Hornegger Schloßbache herumgelaufen, wie unsereins faun auf ebenem Boden. Sie weissagt. Sie fällt oft unversehens in Entzückungen und sieht den Himmel offen. Sie schaut dem Menschen ins Innerste seines Leibes. Doktor Walther, gewiß ein redlicher Mann, behauptet, sie könne nicht bloß durch die Leute hindurchsehen, als wenn sie von Glas gemacht wären, sondern sogar durch Thüren und Wände. Es ist entsetzlich! In ihren vernünftigen Stunden ist sie ganz vernünftig. Aber, leider Gottes! in den unvernünftigen Stunden, wenn jemand anders aus ihr spricht, regiert sie uns. Hätten wir nicht auf der breiten Landstraße bleiben können? — Nun aber, gleich von Villach weg, mußten wir auf Saumrossen und Maulthieren die elendesten Wege über die schrecklichsten Berge. Und warum? weil sie es so wollte. Wären wir auf der großen Straße geblieben, Herr Müller, Gott habe ihn selig! würde noch heute sein Glas Wein trinken.“

Werbungsversuch.

Das Wiedereintreten der Wirthsleute ins Zimmer, die mir spärliches Nachessen austrugen, unterbrach Sebalds Plaudereien. Er versprach mir noch manches Geheimniß zu offenbaren, wenn wir wieder allein sein würden. Er verließ mich. An seine Stelle setzte sich ein kleiner finsterner, hagerer Mann, welchen Sebald beim Weggehen Herr Doktor nannte. Ich wußte also, daß ich wieder ein Mitglied der geheimnißvollen und traurigen Reisegesellschaft vor mir hatte.

Der Arzt sah mir lange schweigend beim Essen zu. Er schien mich zu beobachten. Dann fing er französisch an zu fragen, von wannen ich komme, wohin ich zu reisen gedächte? Als er hörte, ich sei ein Deutscher, ward er freundlicher, und ließ sich mit mir in der Muttersprache ein. Auf meine Gegenfrage vernahm ich, daß der Graf von Hormegg mit seiner kranken Tochter nach Venedig reise.

„Wie wär's,“ sagte der Doktor, „wenn Sie uns Gesellschaft leisten würden, da Sie doch eigentlich ohne bestimmten Beruf und Zweck nach Deutschland gehen? Sie sind der italienischen Sprache mächtiger, als wir Alle, kennen das Land, die Sitten, die gesunden Gegenden. — Sie würden uns von großem Nutzen sein. Der Graf könnte Sie sogleich an die Stelle seines verstorbenen Sekretärs nehmen; freie Zehrung, behagliches Leben, sechshundert Gulden Gehalt, dazu die bekannte Freigebigkeit des Grafen — —“

Ich schüttelte den Kopf, und bemerkte, daß weder ich den Grafen, noch der Graf mich genug kenne, um vorauszusehen, ob wir einander anständig sein würden. Jetzt machte der Doktor die Lobrede des Grafen. Ich dagegen erwiderte, es würde schwer fallen, dem Grafen eben so viel zu meinem Vortheil zu sagen. —

„D wenn's nur daran liegt!“ rief er hastig: „Sie sind ihm schon empfohlen. Verlassen Sie sich darauf.“

„Empfohlen? durch wen?“

Der Doktor schien nach Worten zu suchen, um eine Ueber-eilung gut zu machen. „Ei nun, durch die Nothwendigkeit. Ich darf Ihnen sagen, der Graf würde Ihnen hundert Louisd'or zahlen, wenn Sie — —“

„Nein,“ erwiderte ich, „in meinem Leben habe ich nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Nothwendige gearbeitet. Von Kindheit auf war ich unabhängigen Lebens gewohnt. Ich bin nichts weniger als reich, aber meine Freiheit verkaufe ich nicht.“

Der Doktor schien empfindlich. In der That aber lag voller Ernst in dem, was ich gesagt hatte. Dazu kam, daß ich schlechterdings nicht nach Italien umkehren wollte, um meine Leidenschaft für die Kunst nicht von neuem mächtig werden zu lassen. Dann, ich läugne es nicht, war mir auch die plötzliche Zudringlichkeit des Doktors, und überhaupt das Wesen dieser Reisegesellschaft widerlich, obwohl ich eben nicht glaubte, daß die franke Gräfin von einer Legion böser Geister besessen sei.

Als alles Zureden nichts vermochte, sondern mich nur widerwilliger machte, verließ mich der Arzt.

Ich stellte nun doch allerlei kleine Ueberlegungen an, erwog meine Armuth gegen das bequeme Sein im Gefolge eines reichen Grafen, und spielte mit den wenigen Geldstücken in meiner Tasche, welche mein ganzer Reichthum waren. Doch blieb der Erfolg aller Ueberlegungen: Hinweg aus Italien! die Gotteswelt steht dir offen. Sei standhaft! Nur Friede in der Brust, eine Dorfschulmeisterei und Unabhängigkeit! Ich muß mich erst in mir selber wieder zurecht finden. Ich habe ja Alles verloren — den ganzen Plan meines Lebens. Geld ersetzt das nicht.

Neuer Werbungsversuch.

Meine Verwunderung stieg nicht wenig, als ungefähr zehn Minuten nach des Doktors Abschied ein Bedienter des Grafen erschien, und mich im Namen desselben ersuchte, ihn auf seinem Zimmer zu besuchen. „Was in aller Welt wollen die Leute von mir?“ dachte ich. Aber ich versprach zu kommen. Das Abenteuer fing an, wo nicht zu belustigen, doch neugierig zu machen.

Ich fand den Grafen in seinem Zimmer allein; er ging mit großen Schritten auf und ab; ein hoher, starker, ansehnlicher Herr, im Aeußern viel Würde, in den Gesichtszügen etwas Angenehmes, doch Düsteres. Er trat mir sogleich entgegen, entschuldigte sich, mich gerufen zu haben, führte mich zu einem Sitz, sagte mir, was er von mir durch seinen Doktor gehört habe, und wiederholte dessen Anträge, die ich eben so fest, als bescheiden, ablehnte. Er ging nachdenkend, die Hände auf den Rücken geschlagen, zum Fenster, kehrte rasch um, setzte sich nahe zu mir, nahm meine Hand in die seinige und sagte: „Freund, ich rufe Ihr Herz an. Mein Blick müßte mich sehr trügen, wenn Sie nicht ein biederer Mann wären. Also offen. Bleiben Sie bei mir. Ich beschwöre Sie darum; nur zwei Jahre bleiben Sie. Zählen Sie dafür auf meine volle Dankbarkeit. Sie werden haben, wessen Sie bedürfen, und am Ende der Zeit zahle ich Ihnen ein Kapital von tausend Louisd'or aus. So werden Sie keine Reue über die in meinem Dienst verlorenen paar Jahre empfinden.“

Er sagte das so gütig und so bittend, daß mich sein Ton eben so sehr rührte, und mehr, als die Verheißung von dem ungeheuern Kapital, welches mir, bei geringern Bedürfnissen, für alle Zukunft ein sorgenfreies, unabhängiges Dasein zusicherte. Ich würde den Handel eingegangen sein, wenn ich mich nicht geschämt hätte, zu zeigen, wie ich mich am Ende um schnödes Geld hin-

gäbe. Aber von der andern Seite dünkte mir zugleich der glänzende Antrag verdächtig.

„Um solche Summen, gnädigster Herr,“ sagte ich, „stehen Ihnen vortrefflichere Talente zu Gebote, als die meinigen. Sie kennen mich nicht. Ich sprach ihm offen von meinen bisherigen Schicksalen und Beschäftigungen, und glaubte damit, ohne zu kränken, sein Anerbieten wie sein Verlangen zu beseitigen.“

„Wir dürfen uns nicht wieder trennen!“ rief er, und drückte bittlich meine Hand: „Wir dürfen nicht. Denn nur Sie habe ich gesucht. Ihretwillen, verwundern Sie sich immerhin, habe ich die Reise mit meiner Tochter unternommen; Ihretwillen habe ich von Villach her den elenden Weg gewählt, um Sie nicht zu verfehlen; Ihretwillen bin ich in das Wirthshaus eingekehrt.“

Ich sah den Grafen mit großen Augen an, und meinte, er habe etwa Laune, sich über mich lustig zu machen. „Wie konnten Sie mich auffuchen, da Sie mich nicht kannten; da kein Mensch weiß, welchen Weg ich wandere; da ich's selbst noch vor drei Tagen nicht wußte, ob ich auf dieser Straße nach Deutschland gehen würde?“

„Nicht so?“ fuhr er fort: „Diesen Nachmittag ruhten Sie in einem Walde. Sie saßen in einer Wildniß, voller Kummer; Sie lehnten an einem Felsblock unter einem großen Baum. Sie betrachteten einen Waldstrom. Sie rannten mit Hestigkeit im Regen weiter. Ist's nicht so? Gestehen Sie mir offenherzig. Ist's nicht so?“

Bei diesen Worten verging mir fast die Besinnung. Er sah meine Bestürzung und sagte: „Wohl ist's so! Sie sind der rechte Mann, den ich suche.“

„Aber,“ rief ich — und, ich läugne es nicht, mich wandelte abergläubisches Grausen an — ich zog meine Hand aus der seinigen: „Aber wer hat mich beobachtet? Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Meine Tochter,“ erwiderte er, „meine kranke Tochter. Ich glaube es wohl, daß es Ihnen wunderbar scheint. Aber die Unglückliche sagt und steht in ihrer Krankheit viel wunderbarere Dinge. Seit vier Wochen behauptet sie, nur durch Ihre Vermittlung zu vollkommener Gesundheit zurückkehren zu können. Wie Sie jetzt hier vor mir sind, so beschrieb Sie meine Tochter vor vier Wochen. Sie behauptete vor ungefähr vierzehn Tagen, Sie kämen uns, von Gott gesandt, entgegen. Wir mußten aufbrechen, Sie zu finden. Wir reiseten ab. Sie zeigte uns den Weg, welchen wir nehmen sollten, wenigstens die Weltgegend, und zwar auf dem Kompaß. Mit dem Kompaß im Wagen und der Karte in der Hand reiseten wir, ungewiß wohin, wie Schiffer auf dem Meere. Zu Villach deutete sie uns den nächsten Weg zu Ihnen, beschrieb sogar Einzelheiten desselben, und wir mußten die große Straße verlassen. Aus Hortensiens Munde erfuhr ich diesen Nachmittag, wie nahe Sie schon wären, und zugleich die kleinen Umstände, von denen ich vorhin sprach. Doktor Walter bezeugte mir gleich nach Ihrer Ankunft aus dem Munde des Wirthes, daß Sie vollkommen der Person glichen, die Hortensie vor vier Wochen, und seitdem fast täglich, beschrieben hatte. Jetzt bin auch ich dessen überzeugt. Da nun so viel eingetroffen ist, zweifle ich keinen Augenblick, Sie, und kein Anderer, werden mein Kind retten, und mir alles Glück des Lebens zurückgeben können.“

Er schwieg und wartete meine Antwort ab. Ich saß lange ungewiß und schweigend; in meinem Leben war mir solche Seltsamkeit nicht begegnet. „Was Sie mir sagen, Herr Graf, ist etwas unbegreiflich, und daher, mit Ihrer Erlaubniß, auch wohl etwas unglaublich. Ich bin, oder vielmehr, ich war nichts, als Künstler. Von Arzneikunst verstehe ich nichts.“

„Es ist uns vieles unbegreiflich im Leben; aber nicht alles Unbegreifliche unglaublich, besonders wenn wir die Wirklichkeit

nicht wegläugnen können, und die Erscheinungen vor uns stehen, deren Ursachen uns verborgen liegen. Sie sind kein Arzt. Es mag sein. Aber diejenige Macht, welche meiner Tochter Ihr Dasein in der Welt offenbart hat, zweifeln Sie keinen Augenblick, hat auch Sie zum Retter derselben bestimmt. Ich war in meinen jüngern Jahren Freigeist, der kaum Gott glaubte, und kann nun im Alter noch dahin gelangen, Teufeleien, Hexereien, Gespensterspuk und Koboldsunfug, trotz einem alten Bauernweibe, für möglich zu halten. Erklären Sie sich daraus, lieber Faust, sowohl meine Zudringlichkeit, als meine Anerbietungen. Jene ist einem Vater, der in ewiger Angst um sein einziges Kind lebt, verzeihlich; diese sind für solch eines theuern Lebens Rettung nicht zu groß. Ich sehe ein, alles das muß Ihnen unerwartet, abenteuerlich, romanhaft vorkommen. Aber bleiben Sie bei uns, Sie werden Zeuge vieler unerwarteten Dinge sein! Wollen Sie außer den Reisezerstreuungen Beschäftigung? Es hängt von Ihnen ab, dieselbe zu wählen. Ich werde Ihnen keine Arbeit aufdringen. Bleiben Sie nur mein treuer Gesellschafter, mein Trost. Es steht mir noch eine schwere Stunde bevor, die vielleicht nahe ist. Eine Person aus unserer Reisegesellschaft wird eines plötzlichen, und, wenn ich recht verstanden habe, ungewöhnlichen Todes sterben, vielleicht ich selbst. Meine Tochter hat es vorhergesagt — es wird erfolgen. Ich zittere dem fatalen Augenblick entgegen, den ich mit meinem ganzen Vermögen nicht loskaufen kann. Ich bin ein sehr unglücklicher Mann.“

Er sprach noch mehr und ward dabei weichmüthig bis zu Thränen. Ich befand mich in sonderbarer Verlegenheit. Alles, was ich gehört hatte, erregte bald mein Erstaunen, bald meinen gerechten Zweifel. Ich hatte oft Lust, Verdacht in die richtige Urtheilskraft des Grafen zu setzen, oft in meine eigene. Endlich faßte ich frisch den Entschluß, das wunderbare Abenteuer zu bestehen,

es werde daraus, was es wolle. Den Grafen für einen Betrüger zu halten, dünkte mich ungerecht; und in Gottes weiter Welt war ich ohne Beruf und Versorgung.

„Ich thue auf Ihre freigebigen Anerbietungen Verzicht, Herr Graf!“ sagte ich: „Geben Sie mir so viel, als ich zur Noth bedarf. Ich will Sie begleiten. Mir ist's genug, wenn ich hoffen darf, zu Ihrem Glück und zur Rettung Ihrer Tochter beitragen zu können, wiewohl ich auf keine Weise noch das Wie? begreife. Eines Menschen Leben ist viel werth. Ich will stolz werden, wenn ich einst glauben dürfte, ein Menschenleben gerettet zu haben. Aber von Allem, was Sie mir versprochen, sage ich Sie los. Ich thue nichts für Geld. Hingegen will ich auch dabei meine Unabhängigkeit behaupten. Ich werde in Ihrem Gefolge bleiben, so lange ich Ihnen von einigem Vortheil sein kann, oder ich mein Leben in Ihrem Dienste behaglich finde. — Wollen Sie diesen Vertrag annehmen, so gehöre ich Ihnen. Stellen Sie mich dann Ihrer Kranken vor.“

Des Grafen Augen glänzten vor Freude. Er schloß mich stumm in seine Arme, indem er bloß seufzte: „Gottlob!“ Nach einer Weile sagte er: „Morgen sollen Sie meine Tochter sehen. Sie hat sich jetzt schon zur Ruhe begeben. Ich muß sie auf Ihr Hiersein vorbereiten.“

„Auf mein Hiersein vorbereiten?“ fragte ich verwundert. „Sagten Sie mir nicht erst vor wenigen Augenblicken, sie habe Ihnen meine Ankunft angezeigt, meine Person beschrieben?“

„Verzeihen Sie, lieber Faust, ich vergaß Ihnen noch 'einen einzigen Umstand zu bemerken. Meine Tochter ist gleichsam eine doppelte Person. Was sie im Zustand ihrer Entzückungen, wenn ich so sagen darf, hört, sieht, weiß und sagt, davon ist ihr kein Wort bewußt, wenn sie im natürlichen Zustande ist. Sie erinnert sich aus dem Zeitraum ihrer Entzückung nicht der geringsten Kleinig-

keit, und würde selbst bezweifeln, daß sie das gesprochen und gethan habe, was wir ihr erzählen, wenn sie nicht alle Ursache hätte, meinen Worten Glauben beizumessen. In den Stunden der Entzückung erinnert sie sich jedes in ähnlichen Zuständen Vorgegangenen, so wie der Begebenheiten, die sie im gewöhnlichen und natürlichen Zustande erlebt hat. Sie hat Sie nur während den Entzückungen gesehen und beschrieben; aber weiß außerhalb derselben nichts von Ihnen, als was wir ihr, als Wiederholung ihrer eigenen Aeußerungen, zu sagen wußten. Sie sind ihr daher gänzlich unbekannt. Warten wir nur einen ihrer außerordentlichen Augenblicke ab; ich zweifle nicht, sie werde sich Ihrer dann sogleich erinnern.“

In einer mehrstündigen Unterhaltung erfuhr ich vom Grafen noch, wie seine Tochter schon vor Jahren, selbst als Kind schon, Neigung zum Nachtwandeln gehabt habe. In dem Zustande des Nachtwandels habe sie, ohne sich nachher dessen erinnern zu können, mit geschlossenen Augen das Bett verlassen, sich angekleidet, Briefe an Abwesende geschrieben, oder auf dem Klavier die schwersten Tonstücke gespielt, und hundert andere Kleinigkeiten mit einer Geschicklichkeit verrichtet, die sie im wachenden Zustande weder besessen, noch später gewinnen konnte. Der Graf glaubte, daß das, was er jetzt bald Entzückung, bald Verklärung hieß, nichts anderes, denn ein höherer Grad des Nachtwandels sei, der aber seine Tochter bis zum Sterben schwäche.

Eine schreckliche Begebenheit.

Es mochte ziemlich spät sein, als ich das Zimmer des Grafen verließ. Im Wirthszimmer war Niemand, als der alte Sebalb, der sich noch beim Weine gütlich that.

„Herr,“ sagte er, „reden Sie doch ein wenig Deutsch mit

mir, damit ich meine ehrliche Sprache nicht ganz und gar verlerte; es wäre wahrhaftig Schade darum. Sie haben den Herrn Grafen gesprochen?"

"Ich habe ihn gesprochen. Ich werde jetzt mit nach Italien reisen, und in Gurer Gesellschaft bleiben."

"Vortrefflich! Es thut mir immer wohl, ein deutsches Gesicht mehr in der Nähe zu haben. Denn die Italiener sollen böse Finken sein, wie ich mir habe sagen lassen. Nun, bis auf unsere besessene Gräfin wird Ihnen Alles in der Gesellschaft gefallen. Und da Sie doch nun einmal zu uns gehören, darf ich Ihnen schon offener von unsern Sachen reden. Der Graf wäre ein braver Herr, wenn er nur lachen könnte. Er hat es, glaube ich, nicht einmal gern, wenn man lacht. Was um ihn her ist, macht immer ein Gesicht, wie zum jüngsten Tage. Die alte gnädige Frau wäre auch recht brav, aber sie zankt gern, wenn nicht gleich Alles auf ihren Wink her und hin fliegt. Ich glaube, sie reist bloß wegen der schönen gebrannten Wasser nach Italien, denn sie liebt mitunter ein Gläschen Likör. Die junge Gräfin wäre auch nicht übel, wenn sie nicht außer ihrem Stolz eine Armee Teufel im Leib hätte. Wer bei der in Gnaden stehen will, muß auf allen Vieren kriechen. Bücken Sie sich nur fleißig vor ihr. Doktor Walter wäre von uns allen der Beste, wenn er nur die Kunst verstände, den Teufel zu bannen. Daher ist mein Kamerad Thomas . . ."

In diesem Augenblick sprang der Wirth herein voller Entsetzen, und rief seinen Leuten: „Hilfe! Hilfe! es brennt!"

"Wo brennt's?" fragte ich erschrocken.

"Doben in einem Zimmer. Ich sah draußen am Fenster die hellen Flammen!"

Er lief fort. Im Hause entstand Geschrei und Getümmel. Ich wollte hinaus. Sobald, blaß wie ein Leichnam, hielt mich mit beiden Armen. „Jesus Marie! was ist denn wieder geschehen?"

Ich sagte ihm auf Deutsch, er solle Wasser suchen; es sei im Hause Feuer ausgebrochen. „Wieder ein Teufelsstück!“ seufzte er, und eilte in die Küche.

Man lief die Treppen auf und ab. Es hieß, das Zimmer, in welchem es brenne, sei verschlossen; man suche Werkzeuge, die Thür aufzusprengen. Sobald war eben so bald, als ich, mit einem Eimer Wassers oben. Als er die Thür erblickte, gegen welche sich Alles drängte, rief er: „Jesus Marie! das ist das Zimmer der alten gnädigen Frau!“

„Sprengt auf!“ rief Graf von Hormegg mit wahrer Todesangst: „Sprengt auf, die Frau von Montluc schläft darin; sie muß sonst ersticken.“

Indem kam der Mann mit einer Art. Nicht ohne Mühe erbrach er die starke, wohleingefugte Eichenthür. Alles wollte hindrängen, aber Jeder prallte schauernd zurück.

Es war finster im Zimmer. Nur im Hintergrunde beim Fenster spielten am Fußboden bläulich-gelbe Flammen, die aber bald erloschen. Ein unaussprechlich starker Gestank wehte uns bei der Eröffnung der Thüre entgegen. Sobald schlug ein Kreuz und stürzte im vollen Sprung die Treppe hinab. Einige Mägde thaten, wie er. Der Graf schrie um Licht. Es ward gebracht. Ich ging durch das Zimmer, um die Fenster aufzureißen. Der Graf zündete zum Bett. Es war leer und unberührt, auch nirgends Rauch. Am Fenster war der Gestank so heftig, daß mir übel ward.

Der Graf rief den Namen der Frau von Montluc. Wie er mit der brennenden Kerze näher trat, sah ich zu meinen Füßen — man denke mein Entsetzen! — einen großen, schwarzen Aschenfleck, und daneben einen zur Unkenntlichkeit verbrannten Totenkopf, einen Arm mit der Hand, — auf einer andern Stelle drei Finger mit goldenen Ringen, und den Fuß eines Frauenzimmers, nur zum Theil verkohlt.

„Großer Gott!“ rief der Graf erblassend: „Was ist das?“ Er betrachtete schauernd die Ueberbleibsel der menschlichen Gestalt. Er sah die Finger mit den Ringen, und sprang mit lautem Schrei zurück, dem eintretenden Doktor entgegen: „Frau von Montluc ist verbrannt, und doch kein Feuer, kein Rauch! Unbegreiflich!“

Er schwankte zurück, um sich noch einmal von seiner Entdeckung zu überzeugen. Dann gab er die Kerze hinweg, faltete die Hände starr vor sich hin und ging todtensbleich hinaus.

Ich selbst stand da, von dem unerhörten, abscheulichen Schauspiel, wie versteinert. Alles, was diesen Tag begegnet, das Wunderbare, was gesagt worden war, hatte mich so sehr betäubt, daß ich gefühllos den schwarzen Staub, die Kohlen, die ekelhaften Reste eines menschlichen Leichnams zu meinen Füßen betrachtete. Bald hatte sich das Zimmer mit Knechten und Mägden des Wirthshauses angefüllt. Ich hörte ihr Flüstern, ihr Schleichen — es dünkte mich, als stände ich zwischen Gespenstern. Die Ammenmärchen meiner Kinderjahre schienen zur Wirklichkeit anzureisen.

Als ich zu mir selber kam, arbeitete ich mich hinaus aus dem Zimmer — ich wollte hinab in die Wirthsstube. Im gleichen Augenblicke öffnete sich seitwärts eine Thür. Es trat, unterstützt von zwei Frauenzimmern, deren jedes eine brennende Kerze trug, eine junge Dame hervor, im leichten Nachtgewande. Ich blieb wie geblendet bei diesem neuen Anblick stehen. So viel Adel in Gestalt, Bewegung und Zügen des Antlitzes hatte ich weder in der Wirklichkeit, noch in den Schöpfungen der Maler und Bildhauer gefunden. Alles Schaurige des vorigen Augenblicks war fast vergessen; ich nur Aue und Bewunderung. Die junge Schöne schwankte jenem Zimmer entgegen, wo sich das furchtbare Wunder zugetragen hatte. Als sie die Knechte und Mägde gewahr ward, stand sie still und rief in deutscher Sprache mit gebietender Stimme:

„Treibt mir das Gefindel hinweg!“ Sogleich war einer von des Grafen Bedienten geschäftig, ihren Befehl zu vollstrecken. Er that es mit so unhöflicher Strenge, daß er Alle, und mich mit ihnen, vom Gange hinweg der Treppe zudrängte.

„Hat es jemals Feen gegeben,“ dachte ich, „diese ist eine!“

In der Wirthsstube saß Sebald todtenblaß beim Wein.

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief er mir entgegen. „Einer von uns mußte d'ran! Die Beseffene oder vielmehr der leidige Satan hat es nicht anders gewollt. Da muß der Eine Hals und Bein brechen, die Andere bei lebendigem Leibe verbrennen. Gehorsamer Diener, ich nehme morgen Abschied, sonst kommt die Reihe auch an meine Wenigkeit. Wer so klug ist, wie ich, reiset nicht mit zur Hölle. In Italien sollen sogar die Berge Feuer speien. Gott bewahre mich, daß ich einem zu nahe käme. Ich müßte gewiß der erste Braten des Molochs sein, denn ich bin viel zu fromm, und doch zu allen Stunden — kein Heiliger.“

Ich erzählte ihm von der jungen Dame.

„Das war sie!“ rief er: „Das war die Gräfin, Gott sei bei uns! die hat vermuthlich schnobbern wollen nach dem verbrannten Gericht! Machen Sie sich morgen mit mir aus dem Staube. Ihr liebes junges Leben erregt mein aufrichtiges Erbarmen.“

„Also die Gräfin Hortensie?“

„Wer denn anders? Hübsch ist sie, darum hat sich auch der Oberste der Teufel selber in sie vergafft, aber . . .“

Indem ward Sebald zum Grafen gerufen. Er ging oder taumelte davon, indem er einen schweren Seufzer ausstieß.

Die Begebenheit hatte das ganze Haus mit Lärmen erfüllt. Ich saß auf meiner Bank, mir unter den Wunderdingen selbst fremd.

Spät nach Mitternacht führte mich der Wirth in ein Kämmerlein, wo er mir das Lager anwies.

Antipathie.

Ich hatte nach den Ermüdungen der vergangenen Tage festen Schlaf bis gegen Mittag. Als ich erwachte, dünkte mich die Geschichte des Gestrigen wie fiebergebornes Hirngespinnst, wie Geschichte eines Traumes. Ich konnte mich nicht von der Wahrheit der Vorfälle überzeugen, und sie nicht bezweifeln. Doch sah ich nun Alles in größerer Heiterkeit des Gemüths. Ich wankte keinen Augenblick länger, dem Grafen von Hormegg Wort zu halten. Vielmehr schien mein Schicksal so ganz neuer und wunderbarer Art zu sein, daß ich ihm mit Lust und Neugier folgte. Denn was hatte ich in Deutschland zu verlieren, was überall im Leben? Was konnte ich wagen im Gefolge des Grafen? Am Ende hing es immer von mir ab, den Faden des Romans abzureißen, sobald mir seine Länge widerlich werden würde.

Als ich in die Wirthsstube trat, fand ich sie mit Ortsvorstehern, Polizeibeamten, Kapuzinern und Bauern der benachbarten Gegend angefüllt, welche von Amts wegen oder aus Neugier sich hieher begeben hatten. Kein einziger von ihnen bezweifelte, daß der Tod der verbrannten Dame Wirkung des Teufels gewesen sei. Der Graf hatte zwar die Ueberreste des unglücklichen Frauenzimmers beerdigen lassen durch seine eigenen Leute; aber das ganze Haus mußte laut Gutachten der ehrwürdigen Väter Kapuziner geweiht und gesegnet und damit von den letzten Spuren eines bösen Geistes gereinigt werden. Das machte große Unkosten. Es war Rede davon, daß man uns verhaften und den Gerichten vorstellen müsse; nur war noch Streit darüber, ob wir der weltlichen oder geistlichen Obrigkeit zu überantworten wären. Die meisten Stimmen sprachen dafür, uns nach Udine vor den Erzbischof zu führen.

Der Graf, des Italienischen nicht mächtig, war froh, als er meiner gewahr ward. Er hatte, zur Bestreitung der durch das

außerordentliche Ereigniß veranlaßten Unkosten, vergebens ein schönes Stück Geld geboten. Er ersuchte mich, in seinem Namen die Sache mit den Leuten abzuthun.

Ich trat sogleich mit den Kapuzinern und Vorstehern zusammen; erklärte ihnen, daß ich eigentlich mit den Fremden bisher so wenig in Verhältnissen gewesen wäre, wie sie selbst, und gab ihnen zwei Dinge zu erwägen: entweder wäre das Unglück mit dem Brande sehr natürlich zugegangen; wenigstens ohne Antheil des Grafen — in dem Fall würden sie sich durch Verhaftung eines so vornehmen Herrn Unannehmlichkeit zuziehen; oder er stände wirklich mit bösen Geistern im Bunde — in dem Fall könnte er ihnen, ihrem Kloster, ihrem Orte, aus Rache, einen bösen Pöffen spielen. Am gerathensten sei, des Grafen Geld zu nehmen und ihn ziehen zu lassen: so hätten sie keine Verantwortung oder Rache zu fürchten, und in jedem Falle gewonnen. Meine Gründe leuchteten ein. Das Geld ward ausgezahlt. Wir empfingen unsere Pferde, stiegen auf und reisten ab. Der Himmel hellte sich auf.

Die Gräfin mit den Frauenzimmern und der übrigen Dienerschaft war schon mehrere Stunden zuvor abgegangen; nur der Graf mit einem Bedienten zurückgeblieben. Unterwegs fing er an, von der schrecklichen Geschichte des gestrigen Abends zu reden. Er sagte, seine Tochter sei davon sehr angegriffen worden. Sie habe einige Stunden an Krämpfen und Zuckungen gelitten, dann aber einen sanften Schlaf gethan, beim Erwachen viel Ruhe gezeigt, doch begehrt, das Unglückshaus auf der Stelle zu verlassen.

Vermuthlich, um mich auf meinen künftigen Stand vorzubereiten, setzte er hinzu: „Ich muß meinem kranken Kinde Vieles nachgeben und verzeihen. Sie ist von unbesiegbarem Eigensinn: jeder Widerspruch treibt sie bei ihrer außerordentlichen Reizbarkeit zum Zorn, und ein kleiner Verdruß ist genug, ihr mehrtägiges Leiden zu verursachen. Ich habe ihr Ihre Ankunft gemeldet. Sie hörte es

gleichgültig an. Ich fragte, ob ich Sie ihr vorstellen dürfte? Ihre Antwort war: „Halten Sie mich für so neugierig? Es hat damit Zeit, bis wir in Venedig sind.“ — Doch denke ich immer, wir erhalten unterwegs Gelegenheit genug. Lassen Sie sich, lieber Faust, die Launen meiner Tochter nicht verdrießen; sie ist eine franke Unglückliche, die wir mit Glimpf behandeln müssen, wenn wir sie nicht ins Grab stürzen wollen. Sie ist mein einziges Gut, meine letzte Freude auf Erden. Der Verlust der Frau von Montluc scheint ihr eigentlich nicht schmerzhaft zu sein, denn sie fing an, ihr seit der letzten Zeit abgeneigter zu werden, ich weiß nicht aus welcher Ursache. Vielleicht war ihr an derselben die kleine, gewiß nie übertriebene Neigung zu starken Getränken zuwider. Auch behauptet Doktor Walter, diese Neigung habe die Selbstentzündung der Frau verursacht, die sonst sehr brav und meiner Tochter und mir sehr anhänglich war. Ich beklage ihren Verlust sehr. Doktor Walter erzählte mir mehrere Beispiele, die doch äußerst selten sein müssen, von Selbstentzündungen menschlicher Körper, wodurch diese in wenigen Augenblicken eingeäschert werden. Er suchte mir die Erscheinung auf sehr natürliche Art zu erklären. Sie trete da ein, wo Fleisch und Knochen deder ganz von Weingeist durchdrungen und gesättigt sind, welche an starken Getränken und gebrannten Wassern zuviel Geschmack haben. Ich verstehe und begreife aber davon nichts. Nur so viel weiß ich, diese Flammenspforte des Todes ist eine der schauderhaftesten.“

So sprach der Graf, und dies ungefähr war der Stoff unserer Unterhaltungen, bis Venedig. Denn die junge Gräfin, so geschwächt ihr Körper auch war, so sehr auch ihr Vater und ihr Arzt dagegen Einwendungen machten, hatte nun einmal die Laune, ohne längern Aufenthalt, als Nachtruhe forderte, ihre Reise bis Venedig in beträchtlichen Tagreisen zu machen. Auch hatte ich nicht die Gnade, ihr vorgestellt zu werden. Ja, ich mußte mich

immer in beträchtlicher Ferne von ihr halten, war leider nichts weniger als des Glücks theilhaftig, ihr zu gefallen.

Sie ward in einer Sänfte getragen. Bediente liefen zu Fuß neben her; die Frauenzimmer fuhren, der Graf desgleichen in einem besondern Wagen. Der Doktor und ich ritten.

Als mich die Gräfin eines Morgens, da sie aus einem Gasthose trat, um in ihre Sänfte zu steigen, erblickte, sagte sie zum Doktor Walter: „Wer ist denn der Mensch, welcher immer und ewig hinter uns hertrabt?“

„Herr Faust, gnädige Frau.“

„Ein widerlicher Bursch; schickt ihn zurück.“

„Sie haben ihn selbst verlangt. Seinetwillen geschah die Reise. Betrachten Sie ihn als die Arznei, die Sie sich selbst verordneten.“

„Er hat das Ekelhafte mit jeder Arznei gemein.“

Ich war nahe genug, dies für mich gar nicht schmeichelhafte Gespräch zu hören, und weiß nicht, welche Miene ich dazu machte. Doch erinnere ich mich sehr gut, daß ich beinah' wegen der Grobheit empfindlich ward. Wäre der Graf nicht so gütig gewesen, ich hätte die grillenhafte Venus auf der Stelle im Stich gelassen. Ich möchte eben nicht behaupten, daß ich ein schöner Mann gewesen, aber doch wußte ich, daß ich den Weibern nicht zu mißfallen pflegte. Allein jetzt nur wie ekelhafte Arznei geduldet zu sein, das war für die Eitelkeit eines jungen Menschen zu hart, und noch dazu eines solchen, der, wäre er Fürst oder Graf gewesen, kein Bedenken getragen haben würde, sich zu den Anbetern der reizenden Hortensie zu gesellen.

Inzwischen blieb es dabei. Die Gräfin erreichte Venedig ohne besondern Unfall, und ihre Arznei folgte gehorsam nach. Man bezog einen prächtigen Palast; ich erhielt darin meine besondern Zimmer, sogar meinen eigenen Bedienten. Der Graf von Hormegg

lebte, wie man zu sagen pflegt, auf großem Fuß. Er hatte unter dem venezianischen Adel viele Freunde.

Die Erklärung.

Wir mochten vier Tage zu Venedig gewesen sein, als ich an einem Nachmittag eiligst zum Grafen berufen ward. Er empfing mich mit einer mehr als gewöhnlich heitern Miene.

„Meine Tochter,“ sprach er, „hat nach Ihnen verlangt. Zwar geht kein Tag vorüber, an welchem sie nicht ihre bekannten Zufälle hat; aber erst heute wieder, und zwar jetzt erst, begehrte sie Ihre Gegenwart. Treten Sie mit mir in ihr Zimmer, doch leise. Jedes harte Geräusch stürzt sie in gefährliche Krämpfe.“

„Aber,“ fragte ich mit heimlichem Grauen, „was wollen Sie, daß ich thun soll?“

„Wer kann es wissen? Erwarten Sie es von der Zukunft, Gott möge Alles leiten.“

Wir traten in ein großes, mit grünen seidenen Teppichen umhangenes Prachtzimmer. Die zwei Kammerfrauen lehnten schweigend und ängstlich am Fenster; der Doktor saß auf einem Sopha, die Kranke betrachtend. Diese aber stand fast in der Mitte des Zimmers aufrecht, mit geschlossenen Augen, einen der schönen Arme niederhangend, den andern halb erhoben, starr und unbeweglich, wie eine Bildsäule. Nur das Beben ihres Busens verrieth Odem. Die feierliche Todesstille, welche hier herrschte, dann die götterhafte Gestalt Hortensiens, auf welche alle Blicke gerichtet waren, erfüllten mich mit unwillkürlichem, doch angenehmem Grauen.

Sobald ich hineintrat in das stille Heiligthum, sagte die Gräfin, ohne ihre Augen zu öffnen, ohne ihre Stellung zu ändern, mit unbeschreiblich süßer Stimme: „Endlich, Emanuel! Warum bleibt

du so fern? — O tritt herzu, segne sie, daß sie von ihren Schmerzen genesen!“

Vermuthlich machte ich zu dieser Anrede, von der ich nicht wußte, ob sie mir galt, ein etwas albernes Gesicht. Der Graf und der Doktor winkten mir, näher zu treten, und gaben mir ein Zeichen, ich solle gleich einem Priester gegen sie das Zeichen des Kreuzes machen, oder ihr segnend die Hände auflegen.

Ich näherte mich, erhob meine Hände über ihr wunderliches Haupt; doch sie anzurühren fehlte es meiner Ehrfurcht an Muth. Ich ließ die Hände langsam wieder sinken. Hortensia's Miene schien Unwillen zu verrathen. Ich hob noch einmal die Hände, und hielt dieselben ausgestreckt gegen sie, ungewiß, was ich anzufangen habe. Ihre Geberden erheiterten sich. Das bewog mich, in dieser Stellung zu bleiben. Meine Verlegenheit aber stieg, als die Gräfin sagte: „Emanuel, noch ist dein Wille nicht, ihr beizustehen. O nur deinen Willen gib, deinen Willen! Du bist ja mächtig, dein Wille vermag Alles.“

„Gnädigste Gräfin,“ sagte ich, „zweifeln Sie an Allem, nur nicht an meinem Willen, Ihnen zu helfen.“ — Ich sagte das wahrhaftig im höchsten Ernste. Denn hätte sie gefordert, mich für sie ins Meer zu stürzen, ich würde es mit Freuden gethan haben. Mir war's, als stände ich vor einer Gottheit. Dies zarte Ebenmaß der Glieder, diese Herrlichkeit aller Formen, dies Antlitz, welches einer Ueberirdischen anzugehören schien, hatte meine Seele gleichsam entkörper't. Nie hatte ich das Hellselige und Erhabene so gepaart erblickt. Hortensia's Gesicht war, wie ich es bisher, freilich nur flüchtig oder aus der Ferne, beobachtet hatte, gewöhnlich blaß, leidend und düster; jetzt ein ganz anderes. Eine ungemein feine Röthe überstrahlte ihre Mienen, wie rosenfarbener Widerschein; in allen Zügen schwamm ein Licht, das der Mensch im gemeinen Leben weder durch Natur noch Kunst haben

kann. Der Ausdruck des Ganzen war ein feierliches Lächeln, und doch kein Lächeln, sondern mehr ein innerliches Entzücken. Mit Recht ward von ihren Begleitern dieser wunderbare Zustand Verklärung geheißen — aber solche Verklärung sah und ahnete noch kein Bildner im Augenblick seiner Begeisterung. Nun denke man sich dazu die bildsäulenhafte Stellung, die Marmorstille der Züge, die wie zum Schläfe geschlossenen Augen. Nie hatte ich, wie hier, grauenvolles Entzücken empfunden.

„O Emanuel!“ sagte sie nach einer Weile: „Nun ist dein Wille ernst. Nun weiß sie, durch dich werde sie genesen. Dein Haupthaar fliegt in goldenen Flammen; deinen Fingern entströmen silberne Lichtstrahlen; du schwebst in klarer Himmelsbläue. O wie begierig saugt ihr ganzes Wesen diesen Glanz ein, diese heilbringende Lichtfluth.“

Bei solchen etwas dichterischen Redensarten fiel mir unwillkürlich die „Arznei“ ein, mit der ich vor einigen Tagen die traurige Ehre hatte, verglichen zu werden, und ich bedauerte im Stillen, von den Gold- und Silberstrahlen nichts zu bemerken.

„Zürne ihr nicht in deinen Gedanken, Emanuel!“ sagte Hortensie: „Zürne ihr nicht, der Schwachen, und ihrem krankhaften Wiße nicht, daß sie dich mit bittern Heilmitteln verglich. Sei edler, als die Unbesonnene, von Schmerzen verführte, von irdischen Schwächen oft dem Wahnsinn Hingegebene!“

Der Doktor warf mir bei diesen Worten einen lächelnden Blick zu; ich dem Doktor, aber mit der Geberde des Erstaunens, nicht darum, daß die stolze Schöne sich zu einer Abbitte erniedrigte, sondern daß sie meine Gedanken errathen zu haben schien.

„O zerstreue deine Aufmerksamkeit nicht, Emanuel!“ sagte die Verklärte schnell: „Du redest mit dem Arzte. Wende deinen Sinn allein ihr und ihrer Rettung zu. Es thut weh, wenn dein Gedanke einen Augenblick lang von ihr läßt. Beharre im festen

Verlangen, ihr ganzes halbaufgelöstes Wesen mit der wohlthätigen Macht deines Lichtes zu durchströmen. Siehst du, wie dein Wille stark ist? Die erstarrten Fasern erweichen und schmelzen, wie Reis des Winters am Sonnenblick."

Indem sie dies sprach, sank ihr erhobener Arm. Es kam Bewegung und Leben in die Gestalt. Sie verlangte einen Sessel. Der Doktor brachte ihr einen, wie im Zimmer standen, mit grünseidenen kostbar gestickten Polstern. „Nicht solchen!" sagte sie. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Den mit gestreifter Leinwand überzogenen Lehnstuhl, welcher im Zimmer Emanuels, vor seinem Schreibtische steht. Den bringt ihr für immer."

Wirklich hatte ich den Lehnstuhl erst vor dem Schreibtische stehen lassen; die Gräfin aber mein Zimmer nie gesehen. Da ich einer der Kammerfrauen den Schlüssel der Stube reichte, sagte Hortensie: „Ist das also der Schlüssel gewesen? Ich erkannte den dunkeln Flecken nicht. Du hast in der linken Tasche deiner Weste noch einen Schlüssel; entferne ihn von dir." Ich that es. — Es war der Schlüssel meines Schrankes.

Sobald der Lehnstuhl gebracht war, setzte sie sich, und wie es schien mit Wohlbehagen, in denselben. Mir befahl sie, nahe vor ihr zu stehen, die beiden Hände gegen sie ausgestreckt, die Fingerspitzen in der Richtung gegen ihre Herzgrube.

„Gott, welcher Wonne ist der Mensch fähig!" sagte sie. „Emanuel, gib ihr dein Wort, sie beschwört dich: verlasse sie nicht, bis die Zerrüttung ihres Innern hergestellt, ihre Heilung vollendet ist. Würdest du sie verlassen, sie müßte elendiglich umkommen. An dir hängt ihr Leben."

Ich versprach, mit Entzücken und Stolz Verwahrer und Schutzengel eines so köstlichen Lebens zu sein. „Achte auch nicht," fuhr sie fort, „wenn sie im Zustande des irdischen Wachens dich verkennt. Vergib ihr, denn sie ist eine Unglückliche, die nicht

weiß was sie thut. Alle Laster sind Krankheiten des Sterblichen, welche die Macht des Geistes lähmen.“

Sie ward gesprächig, und weit entfernt, meinen Fragen zu zürnen, schien sie dieselben mit Wohlgefallen zu hören. Ich äußerte ihr meine Verwunderung über das Außerordentliche ihres Zustandes. Nie hätte ich gehört, daß eine Krankheit den Menschen gleichsam göttlicher mache; daß er mit geschlossenen Augen das Niedergehene und Weitentfernte erkenne, selbst die Gedanken eines Andern wisse. Ich müsse glauben, ihr Zustand, der mit Recht einer Verklärung gliche, sei das Vollendetste aller Gesundheit.

Nach einem minutenlangen Schweigen — immer ging solches ihren Antworten vorher — sagte sie: „Sie ist gesund, wie ein Sterbender, dessen Stoffe aus einander fallen wollen. Sie ist gesund, wie sie sein wird, wenn das Menschliche aufgehört hat, und der Leib zerbricht, diese irdische Lampe des ewigen Lichtes.“

„Ihr Zustand,“ sagte ich, „läßt mir Alles dunkel.“

„Dunkel, Emanuel? Aber du wirst es erfahren. Sie weiß Vieles und kann es doch nicht sagen; sie schaut Vieles hell, Vieles dämmerig, und kann es doch nicht nennen. Siehe, der Mensch ist zusammengefügt aus allerlei Wesen, die binden und gestalten sich zusammen, wie um einen einzigen Punkt; und dadurch wird er Mensch. So sind alle Theilchen einer Blume zusammengehalten, wodurch sie eben die Blume wird. Und weil eins das andere hält und bindet, beschränkt eins das andere, und keines ist alles, was es für sich sein könnte, weil alles nur den Menschen machen soll und anderes nicht. Die Natur ist wie ein unendlicher Ozean von Heiligkeit, in welchem sich einzelne dichtere Punkte zusammenziehen. Das sind Geschöpfe. Oder wie ein weiter Glanzhimmel, in welchem Lichttropfen zusammenrinnen zu Sternen. Alles, was in der Welt ist, das ist zusammengeronnen aus dem Aufgelöseten, das überall ist, und sauget immer mehr ein, und

löst sich eben darum wieder in Allem auf, weil es nicht bestehen kann. So ist der Mensch eine aus mannigfaltigen Wesen des Alls erwachsene, umherschwimmende Blume. Aber damit der Mensch sei, haben sich um ihn geringere Wesen legen müssen, die sein Göttliches tragen sollen. Die fremden Dinge oder Wesen aber, die sich um uns anlegen, bilden den Leib. Der Leib ist nur Schale eines himmlischen Leibes. Der himmlischere Leib heißt Seele. Die Seele aber ist Umhüllung des Ewigen. Nun ist die irdische Schale an der Kranken gebrochen, darum strömt ihr Licht aus, ihre Seele tritt mit Allem in Verbindung, wovon sie sonst durch die gesunde Schale getrennt war, und sieht und hört und fühlt außer derselben und inner derselben. Denn nicht der Leib empfindet, er ist nur todter Träger der Seele. Ohne sie sind Auge, Ohr und Zunge dem Steine gleich. Kann nun die irdische Schale der Kranken nicht gesunden, Emanuel, durch dich: so wird sie ganz zerbrechen und abfallen. Dann gehört die Kranke nicht mehr den Menschen, weil sie nichts Menschliches besitzt, sich ihnen mitzutheilen.“

Sie schwieg. Ich horchte, als brächte sie Offenbarungen aus fremden Welten. Ich verstand nichts, und mir ahnete doch, was sie dachte. Der Graf und der Arzt hörten sie mit gleichem Erstaunen an. Beide versicherten mich nachher, Hörtensie habe nie so heiter, so anhaltend und gleichsam überirdisch geredet, wie diesmal; vielmehr nur abgebrochen, oft unter Schmerzen; oft sei sie in entsetzliche Verzuckungen gerathen, oder viele Stunden lang in Erstarrung gelegen. Auch habe sie höchst selten nur auf Fragen geantwortet. Jetzt schien das Gespräch sie gar nicht zu ermüden.

Ich machte sie auf ihre Schwäche aufmerksam, und fragte, ob langes Reden ihre Kräfte nicht erschöpfe: Sie versicherte: „Gar nicht! Ihr ist wohl. Ihr wird immer wohl sein, wenn Du bei ihr bist. In sieben Minuten wird sie aber erwachen. Sie wird

eine ruhige Nacht genießen; doch morgen Nachmittag um drei Uhr kehrt ihr Schlaf zurück; dann fehle nicht, Emmanuel. Fünf Minuten vor drei Uhr werden Krämpfe bei ihr eintreten wollen; dann strecke segnend die Hand gegen sie, mit dem Ernste, ihr Heiland zu werden. Fünf Minuten vor drei Uhr, und zwar nach der Wanduhr in deinem Zimmer, nicht nach deiner Taschenuhr, welche drei Minuten von jener verschieden geht. Nichte diese fleißig nach jener, damit die Kranke nicht darunter leide.“

Sie sagte noch verschiedenes Minderbedeutendes, verordnete, was man ihr nach dem Erwachen zum Trinken, was zum Nachtessen geben solle, wann sie zu Bette gebracht werden müsse und dergleichen. Dann schwieg sie. Die vorige Todtenstille herrschte. Allmählig ward ihr Gesicht blässer, wie es gewöhnlich zu sein pflegte; das Leben der Mienen verschwand. Sie schien erst jetzt einschlafen zu wollen oder wirklich zu schlafen. Denn sie hielt sich nicht mehr aufrecht, sondern sank nachlässig zusammen, und nickte mit dem Kopfe, wie Schlafende pflegen. Dann fing sie an, ihre Arme zu drehen, sich zu strecken. Sie gähnte. Sie rieb die Augen, öffnete sie und ward ungefähr in derselben Minute wach und munter, welche sie vorher bestimmt hatte.

Als sie mich erblickte, schien sie bestürzt. Sie sah sich nach den Andern um. Die Kammerfrau eilte herbei; auch der Graf und Doktor Walter.

„Was ist gefällig?“ fragte sie mich mit hartem Tone.

„Gnädige Gräfin, ich erwarte nur Ihre Befehle.“

„Wer sind Sie?“

„Faust, Ihnen zu dienen.“

„Ich bin für Ihren guten Willen sehr verbunden, doch erlauben Sie, daß ich allein sein darf!“ sagte sie etwas verdrießlich, verneigte sich stolz gegen mich, stand auf und wandte mir den Rücken.

Ich entfernte mich aus dem Zimmer mit seltsam gemischten Empfindungen. Wie himmelweit war die Wachende von der Schlafenden verschieden! Weg waren meine Gold- und Silberstrahlen, weg ihr trauliches Du, das so tief in mein Innerstes hineingerufen, und selbst der Name Emanuel, mit welchem sie mich bereichert hatte, galt nicht mehr.

Kopfschüttelnd trat ich in mein Zimmer, wie einer, der Feenmärchen gelesen und sich darin verloren hat, daß er die Wirklichkeit noch für verzaubert hält. Der Lehnstuhl vor meinem Schreibtische fehlte.

Ich setzte einen andern hin, schrieb das Wundermärchen auf, wie ich es erlebt hatte, und von Hortensiens Worten so viel ich wußte; denn ich fürchtete, einst mir selbst nicht zu glauben, wenn ich es nicht schriftlich vor mir hätte. Versprochen hatte ich, alle Härte zu verzeihen, die sie wachend gegen mich äußern würde. Gern ward ihr von mir vergeben. Nur daß sie so schön war — das konnte ich nicht gleichgültig ertragen.

Eine zweite Berklärung.

Der Graf von Hormegg besuchte mich folgenden Tages auf meinem Zimmer, um mir zu erzählen, welche ruhige Nacht Hortense genossen; wie sie stärker, erquickter sei, als seit langer Zeit. „Ich habe,“ sagte er, „beim Frühstück Alles gesagt, was gestern vorgegangen ist. Sie schüttelte den Kopf; sie wollte mir nicht glauben; sie sagte: so müsse sie Anfälle von Wahnsinn haben. Sie fing an zu weinen. Ich beruhigte sie. Ich sagte ihr, das werde ohne Zweifel ihre vollständige Genesung herbeiführen; denn in Ihnen, lieber Faust, wohne gewiß wunderthuende, Ihnen vielleicht bisher unbekannt gewesene Kraft Gottes. Ich bat sie, Ihnen zu erlauben, ihr auch von Zeit zu Zeit, wenn sie wachend wäre,

Gesellschaft zu leisten, denn ich verspräche mir viel von Ihrer Nähe. Aber ich konnte sie dazu nicht bewegen. Sie versicherte, Ihr Anblick hätte etwas Unausstehliches für sie; nur nach und nach vielleicht könne sie sich an Sie gewöhnen. Was wollen wir machen? Erzwingen läßt sich nichts, ohne ihr Leben in Gefahr zu setzen.“

So sprach er, und suchte Hortensien auf alle Weise bei mir zu entschuldigen. Er bewies mir, gleichsam zum Ersatz für Hortensiens beleidigenden Widerwillen, und Eigensinn und Stolz, das rührendste Vertrauen; erzählte von seinen Familienverhältnissen, von seinen Gütern, Prozessen und übrigen Unannehmlichkeiten; begehrte meinen Rath, und versprach mir alle seine Papiere zur Einsicht vorzulegen, damit mein Urtheil in seinen Angelegenheiten desto bestimmter würde. Er hielt schon den gleichen Tag Wort. Eingeweiht in alle, auch in die geheimsten seiner Verhältnisse, ward ich ihm täglich vertrauter; und seine Freundschaft schien sich in gleichem Grade zu mehren, als die Abneigung seiner Tochter gegen mich zunahm. Ich führte zuletzt seinen ganzen Briefwechsel, sogar die Verwaltung seiner Einkünfte, die Ordnung des gesammten Hauswesens, daß ich in Kurzem sein Alles ward. Er hing mit unbedingter Zuversicht an mir, von meiner Redlichkeit, meinem guten Willen überzeugt, und schien nur dann unwillig zu werden, wenn er gewahr ward, daß ich, außer dem Nöthigsten, für mich selbst nichts begehrte, sogar seine reichen Geschenke standhaft ausschlug. Doktor Walter und alle männlichen und weiblichen Bediente des Hauses bemerkten bald, welchen außerordentlichen Einfluß ich eben so schnell, als unerwartet, erlangt hatte. Sie umringten mich mit Höflichkeiten und Schmeicheleien; ich war glücklich durch diese unverdiente, allgemeine Zuneigung. Doch gern würde ich sie hingegeben haben, wenn ich damit nur Duldung von der feindseligen Gräfin hätte erkaufen können. Sie

aber blieb unverföhnlich. Ihre Abneigung schien fast in Haß zu entarten. Sie warnte ihren Vater vor mir, als einem schlaunen Abenteurer und Betrüger. Gegen die Kammerfrauen nannte sie mich nur den Landsreicher, der sich in das Vertrauen des Vaters eingenistet habe. Der alte Graf durfte endlich kaum wagen, meiner in ihrer Gegenwart zu gedenken.

Doch ich will der Geschichte und Zeitfolge der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Meine Taschenuhr war gerichtet. Wirklich ging sie um drei Minuten von der Wanduhr verschieden. Fünf Minuten vor drei Uhr Nachmittags, nicht früher, nicht später, trat ich unangemeldet in Hortensiens Zimmer. Es waren die gestrigen Zeugen zugegen. Sie saß in ihrer, nur allein ihr eigenen Goldseligkeit auf einem Sopha, blaß, leidend, in nachdenkender Stellung. Wie sie meiner gewahr ward, warf sie mir einen verächtlichen Blick zu, stand heftig auf und rief: „Wer gab dem Menschen dort Erlaubniß, ohne Anmeldung und geraden Weges zu mir . . .“

Ein heftiger Schrei und fürchterliche Verzuckungen erstickten ihre Stimme. Sie sank in die Arme der Kammerfrauen. Man brachte den Lehnstuhl, welchen sie gestern begehrt hatte. Kaum saß sie in demselben, schlug sie mit geballten Fäusten auf entsetzliche Weise und mit unglaublicher Schnelligkeit ihren Leib, wie ihr Haupt. Ich konnte den grausenhaften Anblick kaum ertragen. Zitternd nahm ich meine gestern vorgeschriebene Stellung ein, die Fingerspitzen meiner beiden Hände gegen sie gerichtet. Sie aber, die Augen krampfhaft verdreht und starr, faßte mit Ungestüm meine Hand, und stieß die Finger derselben mehrmals mit großer Heftigkeit gegen ihre Herzgrube. Ich blieb so. Sie ward bald ruhiger, schloß die Augen und schien einzuschlafen, nachdem sie einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte. Ihr Gesicht verrieth Schmerz. Sie wimmerte einmal dumpf. Aber auch

der Schmerz schien bald zu weichen. Sie seufzte nur ein paar-
mal noch leise. Ihre Mienen wurden heiterer und stellten bald
wieder den Ausdruck innerer Seligkeit dar, während die Blässe
des Angesichts von einer sanften Röthe übersflogen ward.

Nach wenigen Minuten sagte sie: „Du treuer Freund, was
wäre sie ohne dich?“ Sie sprach diese wenigen Worte mit einer
feierlichen Zärtlichkeit, in welcher sich vielleicht nur die Him-
mlischen begrüßen mögen. Ihre Töne klangen in allen meinen Nerven.

„Ist Ihnen wohl, gnädige Gräfin?“ fragte ich halblaut, denn
ich fürchtete noch, sie werde mir die Thür weisen.

„Sehr, o sehr, Emanuel!“ antwortete sie: „So sehr, wie
gestern, wohl noch mehr. Aber es scheint, dein Wille ist ent-
schiedener, deine Kraft erhöhter, ihr zu helfen. Sie athmet, sie
schwimmt in dem Glanzkreis, der sie umwallt, und ihr Wesen,
durchdrungen von dem deinigen, ist in dir aufgelöst. Könnte sie
ewig so sein!“

Uns andern profaischen Zuhörern war diese Redensart sehr un-
verständlich, doch mir keineswegs unangenehm. Ich bedauerte bloß,
daß Hortensie nicht mich, sondern einen Emanuel meinte, und
sich vermuthlich täuschte. Doch gereichte es mir zu einigem Trost,
als ich nachher vom Grafen erfuhr, daß seines Wissens unter
allen ihren Verwandten und Bekannten niemals einer gewesen,
der den Namen Emanuel getragen.

Als ihr Vater Fragen an sie richtete, hörte sie ihn gar nicht;
denn mitten in seiner Rede redete sie mich an. Er trat ihr da-
her näher. So wie er neben mir stand, ward sie aufmerksamer.
„Wie, lieber Vater, bist du auch hier?“ sagte sie. Nun beant-
wortete sie auch seine Fragen. Da ich sie fragte, warum sie ihn
nicht früher bemerkt hätte? erwiederte sie: „Er stand im Dun-
keln; nur bei dir ist Licht. Auch du leuchtest, Vater, doch schwächer,
als Emanuel, und nur im Widerschein von diesem.“ — Da ich

ihr sagte, es wären noch mehr Personen im Zimmer, schwieg sie lange, und nannte nachher alle, auch die Stelle, wo sie sich befanden. Sie hatte aber immer die Augen geschlossen, und doch wußte sie genau zu bezeichnen, selbst was hinter ihr geschah. Ja, sie bemerkte die Zahl der Personen, welche draußen in einer Gondel auf dem Kanal am Palast vorüberfuhren, und hatte nicht geirrt.

„Wie ist es aber möglich, daß Sie dies wissen? Sie sehen es doch nicht!“ sagte ich.

„Hat sie dir nicht gestern schon bezeugt, daß sie krank sei? Daß nicht der Leib die Außenwelt erkenne, sondern die Seele? Fleisch und Blut und Knochenbau ist nur Schale, welche den edeln Kern umfängt. Nun aber ist die Schale zerrissen, und die Lebenskraft will das Mangelnde ergänzen; aber vermag es nicht, ohne Beistand. Darum fordert dich der Geist. Und die Seele, hervorquellend und in das Weltall hinausführend, findet dich, und erfüllet sich mit deiner Kraft. Wenn sie irdisch wacht, sieht sie, hört sie, empfindet sie schneller, lebhafter, aber nur das Äußere, das Nahe, welches zu ihr tritt. Nun aber begegnet sie den Dingen, die sie will und nicht will; sie berührt nicht, sie durchdringt; sie vermuthet nicht, sie weiß. Im Traume kömmt du auch zu den Dingen, sie kommen nicht zu dir; und du weißt sie, und weißt, warum sie so thun. Auch jetzt ist ihr, wie Traum; doch weiß sie wohl, daß sie wache, aber ihr Leib wacht nicht, die äußern Sinne helfen ihr nicht.“

Sie sprach darauf von ihrer Krankheit, von ihren Nachtwandlungen, von einer langen Ohnmacht, in der sie einst gelegen, was in ihr vorgegangen sei, was sie gedacht habe, während die Umstehenden sie als todt beweint hätten. Der Graf von Hornegg hörte ihre Erzählung mit Erstaunen; denn außer vielen Umständen, die er gar nicht gekannt hatte, berührte sie andere,

welche während ihrer zehnstündigen Ohnmacht geschehen waren, und um die Niemand wissen konnte, als nur er allein; zum Beispiel, wie er von ihr hoffnungslos hinweggegangen, in seinem Zimmer auf das Knie gefallen sei, und in schmerzlicher Verzweiflung gebetet habe. Er hatte dies Niemandem gesagt; Keiner hatte ihn beobachten können, denn nicht nur hatte er damals die Stubenthür verriegelt gehabt, sondern es war auch finstere Nacht gewesen und sein Zimmer ohne alle Beleuchtung. Nun Hortensie davon redete, läugnete er es nicht. Unbegreiflich blieb, daß sie in der Ohnmacht darum gewußt habe; noch mehr, daß sie sich dessen jetzt erinnerte, da jener Vorfall in Hortensiens frühere Kindheit gehörte. Sie mochte damals kaum acht Jahre gehabt haben.

Auch dies blieb auffallend, daß sie immer von sich selbst in der dritten Person redete, wie von einer Fremden, wenn sie von ihren eigenen Geschichten erzählte, oder von sich, wie sie in den Verhältnissen des bürgerlichen oder gesellschaftlichen Lebens stand. Einmal sagte sie ausdrücklich: „Ich bin keine Gräfin, sondern sie ist Gräfin!“ Ein andermal: „Ich bin nicht die Tochter des Grafen von Hormegg, sondern sie ist es.“

So wie ihr ganzes Aeußere in einer Verklärung zu schweben schien, ruhiger, höher, schöner, als gewöhnlich, stimmte damit auch ihre Sprache überein. Diese war, wenn auch noch so leicht und heiter, dennoch feierlicher als im gemeinen Leben, jeder Ausdruck gewählter, zuweilen dichterisch. Theils dies, theils ihre erhöhte Vorstellungskraft, theils daß sie von Dingen redete oder dieselben aus Gesichtspunkten faßte, welche uns Andern fremd waren, verursachte in ihren Worten nicht selten eine sonderbare Dunkelheit, oft gänzliche scheinbare Zusammenhangslosigkeit.

Dabei redete sie gern, und liebte es, wenn sie gefragt ward, besonders von mir. Zuweilen versank sie aber in ein stilles, langes Betrachten; man las in ihren Gesichtszügen den Ausdruck des

bald unzufriedenen, bald befriedigten Suchens, der Befremdung, der Verwunderung oder des Entzückens. Dann unterbrach sie das tiefe Schweigen von Zeit zu Zeit mit einzelnen Ausrufungen, indem sie lispelte: „Heiliger Gott!“

Einmal fing sie von selbst an: „Nun ist die Welt anders. Es ist ein großes Eins, und das unendliche Eins ist ein geistiges Eins. Es ist gar kein Unterschied zwischen Körper und Geist, denn Alles ist Geist und Alles kann Körper werden, wenn es zusammentritt, daß es als Einzelnes empfunden werden mag. Es ist Alles, wie aus reinstem Aetherdust geformt; Alles lebendig und rege; Alles sich verwandelnd, weil sich Alles vereinen will und Eins das Andere aufhebt. Es ist ein ewiges Gähren des Lebens, ein ewiges Schwanken zwischen Zuviel und Zuwenig. Siehst du, wie aus dem reinsten Himmel Wolken gehen? Sie wallen und schwellen, bis das Maß erfüllt ist, und sie, vom Erdball angezogen, ihn als Feuer oder Regen durchdringen. Siehst du die Blume? Ein Lebensfunke ist in das Gewühl der andern Kräfte gefallen; er verbindet sich mit allen, die ihm dienen sollen, gestaltet sie, und der Keim wird Pflanze, bis das Zuviel der dienenden Kräfte seine eigene Macht überwächst und verdrängt. Und wie der Funke von ihnen verstoßen ist, fallen sie auseinander, weil sie nichts mehr zusammenbindet. So ist das Werden und Vergehen des Menschen.“

Noch viel Anderes sprach sie, mir ganz Unverständliches. Ihre Verklärung endete, wie das erste Mal. Sie sagte wieder genau die Zeit ihres irdischen Erwachens, so wie die Erscheinung eines ähnlichen Zustandes für den folgenden Tag voraus. Mit gleich finstern Mienen verabschiedete sie mich, sobald sie die Augen aufschlug, wie das erste Mal.

Sympathie und Antipathie.

So dauerte es, und immer auf ähnliche Weise, mehrere Monate. Ich möchte und konnte nicht alle denkwürdigen Aeußerungen aufzeichnen. Ihre sonderbare Krankheit litt nur unmerkliche Abänderungen, von denen ich weder behaupten konnte, sie deuten auf Besserung, noch auf Verschlimmerung. Denn wiewohl sie weniger von Krämpfen und Zuckungen duldete, und so lange sie wachte, nicht die geringste Unbequemlichkeit zu spüren schien, ausgenommen außerordentliche Reizbarkeit, kehrten dagegen doch ihre unnatürlichen Einschlafungen und Verklärungstunden häufiger ein, so daß ich des Tags oft zwei- und dreimal zu ihr berufen ward.

Ich ward dadurch wirklicher Sklave des Hauses, denn ich durfte mich nie entfernen, oder nur wenige Stunden. Jedes Versäumniß konnte tödtliche Gefahr bringen. Und ich trug das Joch der Sklaverei so gern! Ich fehlte nie. Meine Seele zitterte froh, wenn der Augenblick kam, da ich zu der schönen Wunderbaren berufen ward. Jeder Tag bekleidete sie mit höhern Liebreiz. Hatte ich sie gesehen, gehört, auch nur eine Stunde lang, hatte ich der Erinnerungen genug, um daran lange in meiner Einsamkeit zu schwelgen. O Trunkenheit der ersten Liebe!

Ja, ich läugne es nicht; Liebe war's; wahrlich aber, ich möchte sagen, keine irdische, sondern überirdische. Mein ganzes Sein war an diese delphische Priesterin neuer Art gebunden, durch eine Ehrfurcht, in der selbst die Hoffnung starb, ihres gleichgültigsten Blickes werth zu sein. Hätte mich die Gräfin gleich dem geringsten ihrer Aufwärter dulden können, nur ohne Widerwillen, ich hätte gemeint, der Himmel trüge kein höheres Glück. Allein wie in den Zuständen der Verklärung ihre Huld gegen mich zuzunehmen schien, eben so schien ihre Abneigung gegen meine Person zu wachsen, wenn sie mich sah, sobald sie wachend war. Es wuchs diese Ab-

neigung endlich zu bitterm Abscheu. Sie äußerte denselben bei jedem Anlaß, und immer auf eine für mich äußerst empfindliche Art. Sie bat ihren Vater täglich und immer dringender, mich aus dem Hause zu entfernen; sie beschwor ihn darum mit Thränen des Eigensinns; sie behauptete, ich könne nichts zu ihrer Genesung beitragen; und wäre es, so würde alles Gute, welches ich vielleicht während ihrer Bewußtlosigkeit stiften möchte, wieder durch den Verdruß zerstört, den ihr meine Nähe verursache. Sie verachte mich, als einen gemeinen Gauner, als einen Menschen von allzuschlechter Herkunft, dem nicht gestattet werden müsse, die gleiche Luft mit ihr zu athmen, geschweige so inniges Verhältniß mit ihr, oder so großes Vertrauen bei einem Grafen von Hormegg zu genießen.

Man weiß wohl, Frauenzimmer, zumal schöne, verzärtelte, eigensinnige, haben Launen, und nehmen es sich nicht übel, wenn sie zuweilen oder immer mit sich selber in kleinen Widersprüchen sind. Aber niemals hat in einem Sterblichen größerer Widerspruch stattgefunden, als in der schönen Hortensie. Denn was sie wachend gedacht, geredet, gethan, widerrief sie in den Augenblicken ihrer Verklärung. Sie beschwor den Grafen, auf nichts zu achten, was sie ihm wider mich vorbringen würde; sie betheuerte, daß meine Entfernung aus dem Hause unfehlbar die Verschlimmerung ihrer Krankheit zur Folge haben und mit ihrem Tode endigen würde. Mich selbst beschwor sie, ihrer Launen nicht zu achten, großmüthig ihr thörichtes Betragen zu verzeihen, und in der Ueberzeugung zu leben, sie werde sich gewiß gegen mich bessern, sobald ihre Krankheit abnähme.

Ich mußte hinwieder in der That eben so sehr, wie jeder Andere, über Hortensiens wunderbare Hinneigung zu mir während ihrer Verklärungszeiten erstaunen. Sie schien gleichsam nur durch mich und in mir zu leben. Sie errieth, nein, sie wußte meine Gedanken, besonders sobald dieselben Bezug auf sie hatten. Es

war nicht nöthig, ihr meine kleinen Zurechtweisungen auszusprechen; sie vollzog dieselben, sobald ich sie zu geben dachte. So unglaublich es sein mag, es ist darum nicht weniger wahr, daß sie mit ihren Händen sogar unwillkürlich allen Bewegungen der meinigen folgte, nach jeder Richtung. Sie bezeugte, es sei kaum mehr nöthig, daß ich, wie anfangs, die Hand gegen sie ausstreckte; meine Gegenwart, mein Athem, mein bloßes Wollen genüge zu ihrem Wohlfsein. Sie verschmähte den Genuß alles Weines, alles Wassers, das ich nicht, wie sie sagte, durch das Auflegen meiner Hände geweiht und durch die aus meinen Fingerspitzen strahlenden Lichtströme heilsam gemacht hätte. Sie ging so weit, den leisesten meiner Wünsche für unwiderstehlichen Befehl zu erklären.

„Sie hat keinen freien Willen mehr,“ sagte sie eines Tages: „Sobald sie dein Wollen erkennt, Emanuel, ist sie gezwungen, eben so zu wollen. Dein Gedanke beherrscht sie mit übernatürlicher Gewalt. Und gerade in diesem Gehorsam fühlt sie ihr Wohl, ihre Seligkeit. Sie kann nicht dawider. Sobald sie deine Gedanken wahrnimmt, sind es ihre Gedanken und Gesetze.“

„Aber wie ist das Wahrnehmen meiner Gedanken möglich, theuerste Gräfin?“ sagte ich: „Hinwegläugnen kann ich's nicht, daß Sie oft das Verborgenste in meiner Seele erkennen. Welch eine seltsame Krankheit, die Sie gleichsam allwissend macht! Wer möchte sich nicht diese Vollkommenheiten wünschen, da Krankheit Zustand unserer größten Unvollkommenheit zu sein pflegt.“

„Er ist es auch bei ihr!“ sagte sie. „Täusche dich nicht, Emanuel. Sie ist sehr unvollkommen, da sie ihrer Selbstständigkeit größern Theil verloren hat. Sie hat ihn an dich verloren. Sie ist nichts mehr, als durch dich. Sie hat ihr Leben nur in dir. Stürbest du heute, dein letzter Odemzug würde auch ihr letzter sein. Deine Heiterkeit ist auch ihre Heiterkeit, dein Schmerz ihr Schmerz.“

„Können Sie mir aber die Möglichkeit eines Wunders erklären, meine Gräfin, das mich in Erstaunen setzt, und allem meinem Nachsinnen unbegreiflich bleibt?“

Sie schwieg lange. Nach einer halben Viertelstunde sagte sie: „Nein. Erklären kann sie es nicht. Kommt's dir nicht in Träumen von Personen vor, als dächtest du deren Gedanken in gleichem Augenblick, wie die Personen selbst? So ist's bei ihr; und doch lebt die Kranke dabei in Klarheit, sich bewußt, daß sie wache.“

„Zwar,“ fuhr sie fort, „ihr Ich ist immer dasselbe. Aber was den Geist mit dem Leib vereint, ist nicht mehr dasselbe. Ihre Hülle ist an den irdischen Theilen wund, an welche sich die Seele am ersten und innigsten anschließt. Es fließt ihr Leben aus, und wird schwächer, und läßt sich nicht binden. Wärest du, Emanuel, nicht gefunden worden, die Kranke wäre schon aufgelöst. Aber wie die ausgerissene Pflanze, deren Kräfte verdunsten, ohne Ersatz zu finden, wenn ihre Wurzeln wieder in frischen Boden gelegt werden, neues Leben schöpft aus der Erde, neue Zweige treibt und grünen wird: so die Kranke. — Seele und Leben, ins All verströmend, finden in deiner Lebensfülle Nahrung, treiben gleichsam Wurzeln in deinem Wesen; genesen durch dich. Sie ist ein verlöschendes Licht in zerbrochenem Gefäß; aber der vertrocknende Docht des Lebens nährt sich wieder im Oel deiner Lampe. So ist die Kranke nun seelisch in dich hineingewurzelt; lebt von der gleichen Kraft, wie du; darum hat sie Lust und Schmerz, Empfindung, Willen, gleich dir. Du bist ihr Leben, Emanuel.“

Die Frauenzimmer konnten sich bei dieser zärtlichen Erklärung des muthwilligen Lächelns so wenig erwehren, als der Doktor.

Am gleichen Tage sagte der Graf von Hormegg zu mir: „Wollen Sie nicht einmal zum Spaß Ihre Allmacht bei Hortensien auf die stärkste Probe setzen?“

„Und wie?“

„Verlangen Sie, als Beweis ihres Gehorsams, daß Hortensie Sie zu sich rufen lasse, wenn sie wach ist, und Ihnen freiwillig die schönste ihrer in den Blumengeschirren blühenden Rosen zum Geschenk mache.“

„Es ist zu viel; es wäre unbescheiden. Sie wissen, Herr Graf, welchen unüberwindlichen Widerwillen sie gegen den armen Faust hat, so sehr sie auch den Emanuel zu achten scheint.“

„Eben deswegen bitte ich Sie, machen Sie den Versuch; wäre es auch nur, um zu erfahren, ob die Kraft Ihres Willens mächtig genug sei, aus dem Zustand der Verklärungen in den wachenden des gewöhnlichen Lebens herüberzuwirken? Es soll ihr Niemand von dem sagen, was Sie gewünscht haben. Daher soll auch veranstaltet werden, daß außer mir und Ihnen Niemand zugegen sei, wenn Sie den Wunsch äußern.“

Ich versprach, zu gehorchen. Doch gestehe ich, es geschah ziemlich ungern.

Die Rose.

Als ich den folgenden Morgen zu ihr trat, da sie im Schlummer lag, der ihren Verklärungen voranzugehen pflegte — und früher zeigte ich mich nie, — war nur der Graf allein da. Er mahnte mich mit einem Blick lächelnd an die gestrige Abrede.

Hortensie ging in ihr Verklärungserwachen über und fing sogleich freundliches Gespräch an. Sie versicherte, ihre Krankheit hätte bald den Wendepunkt erreicht; dann würde dieselbe allmählig abnehmen, welches daraus zu erkennen sein werde, daß sie weniger helle Wahrnehmungen im Schlafe hätte. Ich ward verlegener, je mehr mir der Graf zuwinkte, mein Ansuchen vorzubringen. Sie wandte sich unruhig her und hin; sie runzelte die Stirn; sie schien über sich nachzudenken.

Um mich zu zerstreuen oder zu ermuthigen, ging ich schweigend durch das Zimmer zum Fenster, wo Hortensiens Blumen blühten, und tändelte mit den Fingern in den Zweigen eines Rosenstocks. Ich stach mir in der Unachtsamkeit einen Dorn ziemlich tief in die Spitze meines Mittelfingers.

Hortensie that einen lauten Schrei. Ich eilte zu ihr, dergleichen auch der Graf. Sie klagte über einen heftigen Stich an der Spitze ihres Mittelfingers der rechten Hand. Die Erscheinung gehörte zu den Herereien, deren ich schon in ihrem Umgang gewohnt worden war. In der That glaubte ich da einen kaum sichtbaren bläulichen Punkt zu bemerken; in den folgenden Tagen aber entwickelte sich an dem Orte ein geringes Geschwür, eben so wie bei mir; nur das meinige war früher heil.

„Du trägst die Schuld, Emanuel,“ sagte sie nach einigen Augenblicken: „du hast dich an den Rosen verwundet. Nimm dich in Acht. Was dir widerfährt, geschieht auch ihr.“

Sie schwieg; auch ich. Mein Sinnen war, wie ich ihr den Antrag vorbringen sollte. Die Verwundung schien die bequemste Gelegenheit darzubieten. Der Graf winkte mir Muth zu.

„Warum willst du nicht aussprechen,“ sagte Hortensie, „daß sie dich heute um zwölf Uhr, ehe sie zum Essen geht, zu ihr rufen lasse und dir die neu aufgeblühte Rose schenke?“

Bestürzt hörte ich meinen Wunsch von ihren Lippen. „Ich fürchtete, Sie durch meine Unbescheidenheit zu beleidigen!“ sagte ich.

„O Emanuel, sie weiß gar wohl, daß dir der Vater selbst den Wunsch eingegeben!“ versetzte sie lächelnd.

„Doch ist es auch zugleich mein innigstes Verlangen!“ stammelte ich. „Werden Sie aber auch, um zwölf Uhr, wenn Sie wach sind, noch daran denken?“

„Kann sie denn anders?“ erwiderte sie mit gutigem Zulächeln. Als das Gespräch davon endete, ging der Graf, und ließ die

aufwartenden Kammerfrauen und den Doktor kommen. Ich aber entfernte mich nach ungefähr einer halben Stunde, wie gewöhnlich, sobald die Verklärung in einem wirklichen Schlaf erlosch. Es mochte zehn Uhr vorüber sein.

Hortensie zeigte beim Aufwachen dem Doktor den schmerzenden Finger. Sie glaubte sich denselben durch einen Nadelstich verletzt zu haben, und wunderte sich, keine äußere Verletzung zu finden.

Um elf Uhr ward sie unruhig; ging im Zimmer auf und ab; suchte allerlei hervor; fing mit den Frauenzimmern an von mir zu sprechen, oder vielmehr nach ihrer Gewohnheit die Fülle ihres Jorns über mich zu ergießen, und ihren Vater mit Vorwürfen zu bestürmen, daß er mich noch immer nicht entlassen habe.

„Der zudringliche Mensch ist's nicht werth, daß ich seinetwillen so viele Worte, ja Thränen verschwendet habe!“ sagte sie. „Ich weiß auch nicht, was mich zwingt an ihn zu denken, und mir mit dem verhaßten Gedanken jede Stunde zu verbittern? Es ist mir schon zu viel, daß ich ihn mit mir unter einem Dache weiß, und weiß, daß Sie, lieber Vater, auf ihn so viel halten. Ich möchte schwören, der elende Mensch habe es mir angethan. Doch geben Sie Acht, lieber Vater, ich täusche mich gewiß nicht. Sie werden Ursache haben, Ihre Gutmüthigkeit schwer zu bereuen. Er betrügt Sie und uns Alle.“

„Ich bitte dich, mein Kind,“ sagte der Graf, „quäle dich und ermüde dich nicht immer mit Reden von ihm. Du kennst ihn nicht; du sahst ihn nur ein paar Mal und sehr vorübergehend; wie magst du doch ein Verdammungsurtheil über ihn sprechen? Erwarte, ob ich ihn je auf falscher That ertappen werde. Inzwischen beruhige dich. Es ist genug, daß er dir nicht vor die Augen kommen darf.“

Hortensie schwieg. Sie sprach mit den Frauenzimmern von andern Gegenständen. Ihre Unruhe mehrte sich. Man fragte, ob ihr nicht wohl sei. Sie wußte nichts zu antworten. Sie fing an

zu weinen. Man bemühte sich vergebens, die Ursache ihres Kummers zu erforschen, oder ihrer Traurigkeit. Sie verbarg ihr Gesicht in die Polsterkissen des Sopha's, und bat sowohl ihren Vater, als ihre Kammerfrauen, sie allein zu lassen.

Eine Viertelstunde vor zwölf Uhr hörte man sie schellen. Der eintretenden Kammerfrau befohl sie, mir sagen zu lassen, daß ich mich mit dem Glockenschlag Zwölf bei ihr einfinden solle.

Ungeachtet ich mit Neugier dieser Einladung entgegengesehen hatte, kam sie mir dennoch überraschend. Theils das Außerordentliche der Sache selbst, theils Furcht, machte mich eben so bestürzt, als verlegen. Ich trat wohl manchmal vor meinen Spiegel, um zu sehen, ob ich denn wirklich ein Gesicht trage, das geschaffen sei, Grauen zu erwecken. Aber — es schlug zwölf Uhr. Mit laut klopfendem Herzen ging ich und hörte ich mich bei Hortensien melden. Ich ward vorgelassen.

Sie saß nachlässig auf ihrem Sopha, ihr schönes Haupt von schwarzen Locken umnachtet, auf den weißen, zarten Arm gelehnt. Verdroffen stand sie auf, da ich eintrat und mit schwacher, ungewisser Stimme, mit einem Blick, der ihre Gnade anflehte, ihren Befehl zu vernehmen erklärte.

Hortensie antwortete nicht. Sie ging langsam an mir vorüber und sinnig, als suche sie nach Worten. Endlich blieb sie vor mir stehen, warf mir einen verächtlichen Seitenblick zu, und sagte: „Herr Faust, es ist mir, als sollte ich Ihnen ein Anerbieten machen, um Sie zu bewegen, das Haus und Gefolge meines Vaters zu verlassen.“

„Gräfin,“ sagte ich, und der männliche Stolz ward ein wenig in mir laut, „ich habe mich weder dem Herrn Grafen noch Ihnen aufgezwungen. Sie selber wissen es, aus welchen Gründen mich Ihr Herr Vater gebeten hat, in seiner Gesellschaft zu bleiben. Ich that es ungern; aber die Seelengüte des Herrn Grafen, und

die Hoffnung, Ihnen nützlich zu sein, halten mich ab, Ihrem eben geäußerten Befehl zu gehorchen, so wehe es mir auch thut, Ihnen zu mißfallen.“

Sie wandte mir den Rücken, und spielte mit einer kleinen Scheere am Fenster neben dem Rosenstock. Plötzlich schnitt sie die jüngst aufgebrochene Rose ab — sie war schön, wenn gleich einfach — reichte sie mir und sagte: „Nehmen Sie das Beste, was ich jezt bei der Hand habe; ich gebe es Ihnen zur Belohnung, daß Sie mir bisher — auswichen. Kommen Sie nie wieder!“

Sie sprach das in so sichtbarer Verwirrung und geschwind, daß ich's kaum verstand; dann warf sie sich wieder aufs Sopha, und mit weggewandtem Gesicht winkte sie mir, da ich antworten wollte, heftig, mich zu entfernen. Ich ging.

Und wie ich von ihr war, hatte ich auch schon alle Beleidigungen vergessen. Ich flog auf mein Zimmer. Nicht die zürnende, nur die leidende Hortensia in ihrer zarten Jungfräulichkeit schwebte vor mir. Die Rose kam aus ihrer Hand, wie ein Juwel, dessen unendlichen Werth alle Kronen der Welt nicht aufwiegen konnten. Ich drückte die Blume an meine Lippen. Ich beklagte die Hinfälligkeit der Blüthe. Ich sann, wie ich sie mir, als das Theuerste aller meiner Besitzungen, am sichersten bewahren könnte; trocknete sie, wohl entfaltet, in den Blättern eines Buches, und ließ sie zwischen runden, krystallinen Glascheiben, von einem goldenen Rand umfassen, legen, damit ich sie, wie ein Amulet, an goldener Halskette auf der Brust tragen könnte.

Die Wechselbriefe.

Inzwischen war diese Begebenheit für mich der Anlaß mancher Unannehmlichkeit. Hortensiens Haß sprach sich von da an entschiedener gegen mich aus, als jemals. Ihr Vater, allzugutmüthig,

hielt umsonst Schugreden. Sowohl seine Ueberzeugung, daß ich ein redlicher Mann sei, als meine Brauchbarkeit in den geheimen Geschäften seines Hauses, dann auch, wie er fest glaubte, meine Unentbehrlichkeit zur Rettung seiner Tochter, waren stark genug, ihn lange gegen alle Einflüsterungen taub zu machen, die meinen Sturz bezweckten. Bald war er nur noch der Einzige im ganzen Hause, der mich freundlicher Worte und Blicke würdigte. Ich bemerkte, wie sich gemach alle Frauenzimmer, selbst Doktor Walter, endlich auch die niedrigsten Hausdiener scheu von mir entfernten, und mich mit einer gewissen Kälte behandelten. Ich erfuhr von dem treuherzigen Sebald, der mir wirklich ergeben blieb, daß es auf meine Vertreibung abgesehen sei, und die Gräfin geschworen habe, Jeden aus dem Dienste zu jagen, der sich unterfinge, mit mir eine Art Umgangs zu pflegen. Ihr Befehl war um so wirksamer, nicht nur, weil vom Hausarzt und Haushofmeister bis zum untersten Küchenbuben Jeder sich glücklich pries, ein Diener dieses reichen Hauses zu sein, sondern weil Alle mich im Grunde nur als einen Ihresgleichen betrachteten und mein unbeschränktes Ansehen beim Grafen beneideten.

Allerdings mußte mir solche Lage unangenehm werden. Ich lebte zu Venedig in einem der glänzendsten Häuser einsamer, als in der Wüste; ohne Freund, ohne vertrauliche Gesellschaft. Ich wußte, meine Schritte und Tritte waren beobachtet. Dennoch ertrug ich das mit Geduld. Der edle Graf litt durch Hortensiens Launen nicht minder, als ich. Er selbst suchte oft Trost bei mir. Ich war der beredteste Fürsprecher meiner schönen Verfolgerin, die mich in ihren Verklärungsgstunden mit eben so vieler, fast möchte ich sagen zärtlichen, Zuneigung behandelte, als außer diesen Stunden mit den Wirkungen ihres herben Hasses und Stolzes plagte. Es schien, als würde sie abwechselnd von zwei feindseligen Dämonen beherrscht, einem Engel des Lichts und einem Engel der Finsterniß.

Als endlich aber auch der alte Graf sogar lauer zu werden anfang und zurückhaltender, da ward mir das Verhältniß unerträglich. Ich habe es erst später vernommen, wie er von allen Seiten gequält worden ist, wie besonders Doktor Walter seinen Glauben an mich in vielfältig wiederholten, kleinen, boshaften Bemerkungen zu erschüttern gesucht, und wie tiefen Eindruck einst Hortensiens Vorwurf auf ihn gemacht, da sie sagte: „Haben wir uns nicht Alle abhängig von diesem unbekannten Menschen gemacht? Man sagt, mein Leben stehe in seiner Gewalt. Gut, man besolde ihn anständig für seine Bemühungen; mehr verdient er nicht. Aber er ist auch Mitwisser unserer Familiengeheimnisse. Wir sind in unsern wichtigsten Angelegenheiten in seinen Fesseln, so daß, wenn ich auch gesund wäre, wir ihn kaum ohne Nachtheil wegschicken könnten. Wer verbürgt seine Verschwiegenheit? Seine anscheinende Uneigennützigkeit, seine ehrliche Miene kommen uns wahrlich einst theuer zu stehen. Der Graf von Hormegg wird Sklave seines Dieners, und ein Fremdling ist durch Schlaueit unser Aller Tyrann geworden. Dieser gemeine, bürgerliche Kerl ist nicht nur der Vertraute eines Grafen, dessen Geschlecht mit fürstlichen Häusern verwandt ist, sondern der Allesmacher und das Haupt der Familie.“

Den Stolz des alten Herrn noch mehr zu empören, schienen sich sämtliche Untergebene verschworen zu haben, seine Befehle mit einer gewissen Verlegenheit zu vollziehen, als ob sie Furcht hätten, mir zu mißfallen. Einige trieben die schlaue Frechheit so weit, Besorgnisse laut werden zu lassen, ob der Befehl, den er gäbe, auch mit meiner Einwilligung geschähe? — Das wirkte auf den Grafen nach und nach so viel, daß er mißtrauischer gegen sich selbst ward, und glaubte, die Grenzen der Klugheit überschritten zu haben.

Ich bemerkte es, so sehr er auch seine Sinnesänderung zu verbergen suchte. Dies verdroß mich. Ich hatte mich nie zur Kennt-

niß seiner Angelegenheiten gedrängt; er hatte sie mir nach und nach mitgetheilt, meinen Rath begehrt, denselben befolgt, und dabei jedesmal gewonnen. Er hatte mir freiwillig das gesammte Rechnungswesen seiner Einkünfte übertragen; durch mich war er aus der größten Verwirrung in solche Klarheit versetzt worden, daß er selbst gestand, diese Einsicht in seinen Haushalt nie gehabt zu haben. Nun war er im Stande, zweckmäßigere Verfügungen, sowohl über seine Gelder, als über seine Güter zu treffen. Auf meinen Rath hatte er zwei alte verwickelte Familienprozesse, deren Ende nicht abzusehen war, durch gütlichen Vergleich abgethan, und bei diesem Vergleich mehr baaren Vortheil gewonnen, als er selbst vom Gewinn der Prozesse gehofft hatte. Vielmals hatte er mir im Uebermaß seiner Dankbarkeit oder Freundschaft beträchtliche Schenkungen ausdringen wollen; ich hatte sie jedesmal abgelehnt.

Einige Wochen lang ertrug ich's, von Allen gehaßt oder verkannt zu sein. Endlich aber empörte sich mein Stolz. Ich sehnte mich aus dieser unangenehmen Stellung hinweg, mit der sich Niemand mehr Mühe geben mochte, mich zu versöhnen. Nur Hortensie, eben sie, die alles Unheils Stifterin war, blieb die Einzige, welche in ihren Verklärungen mich unablässig ermahnte, durchaus dessen nicht zu achten, was sie in wachen Stunden wider mich unternähme. Da verachtete sie sich selbst, da liebfosete sie mich mit den schmeichelndsten Reden, als wollte sie in diesen Augenblicken mir allen Verdruß vergüten, den sie mir gleich nachher mit verdoppeltem Eifer verursachte.

Graf von Hormegg ließ mich eines Nachmittags in sein Cabinet rufen. Er trug mir auf, ihm die Verwaltungsbücher zu geben, so wie auch die neuangekommenen Wechsel von zweitausend Louisd'or, welche Summe er, wie er mir sagte, in die Bank von Venedig legen wollte, da sich sein Aufenthalt in Italien durch

das ganze Jahr verlängern dürfte. Ich nahm Gelegenheit, ihn zu bitten, die gesammten mir übertragenen Geschäfte einem Andern anzuvertrauen, da ich entschlossen sei, sobald die Gesundheitsumstände der Gräfin es erlauben würden, sein Haus und Venedig zu verlassen. Ungeachtet er die Empfindlichkeit, mit der ich redete, bemerkte, erwiderte er doch nichts darauf, als daß er mich ersuchte, seine Tochter und ihre Genesung nicht zu versäumen; was aber die übrigen Geschäfte beträfe, wolle er mich gern von denselben entladen.

Dies war mir genug. Ich sah, er wünschte selbst, mich entbehrlich zu machen. Ich ging mißmuthig in mein Zimmer, und nahm alle Papiere zusammen, die er gefordert und nicht gefordert hatte. Aber die Wechsel fand ich nicht; ich mußte sie zwischen Papieren verlegt haben. Ich erinnerte mich dunkel, daß sie von mir in ein besonderes Papier eingeschlagen, und mit andern Sachen auf die Seite gethan worden waren. Mein Suchen blieb vergebens. Der Graf, sonst gewohnt, seine Wünsche von mir aufs schnellste vollzogen zu sehen, mochte sich allerdings verwundern, daß ich diesmal säumte. Folgenden Morgens erinnerte er mich wieder daran. „Vermuthlich haben Sie vergessen,“ sagte er, „daß ich Sie gestern um die Verwaltungsbücher und die Wechsel bat.“ Ich versprach, sie bis Mittag zu überbringen. Ich durchsuchte die Schriften Blatt für Blatt. Umsonst. Der Mittag kam; ich hatte die verwünschten Wechsel nicht gefunden. Ich entschuldigte mich beim Grafen, daß ich die paar Blättchen verlegt haben müßte, was mir sonst nicht leicht begegnet wäre; vermuthlich habe ich bei dem ängstlichen, hastigen Suchen entweder Vieles übersehen, oder die Papiere für andere gehalten und in andere geschoben. Ich bat um Frist bis folgenden Tag, denn nur verlegt, aber nicht verloren könnten sie sein. Der Graf machte zwar ein unzufriedenes Gesicht; doch setzte er hinzu: „Es hat ja keine Eil, übereilen Sie sich nicht.“

Was ich von Zeit erübrigen konnte, wandte ich nun zum Suchen an. Es dauerte bis in die Nacht. Folgenden Morgens fing ich von neuem an. Meine Angst stieg. Ich mußte endlich glauben, die Wechsel seien verloren, gestohlen, oder von mir selbst vielleicht in einem Augenblick der Zerstreuung als unnützes Papier gebraucht. Außer meinem Bedienten, der aber weder lesen noch schreiben konnte, und nicht einmal den Schlüssel zu meiner Stube hatte, kam Niemand in diese. Der Kerl versicherte, daß er niemals beim Reinigen des Zimmers Jemand habe eintreten lassen, noch weniger selbst irgend ein Papier angerührt hätte. Außer dem Grafen waren nie Fremde zu mir gekommen, da ich bei meiner eingezogenen Lebensart keine Bekanntschaft in Venedig gemacht hatte. Meine Verlegenheit steigerte sich zu wahrer Todesangst.

Der seltsame Verrath.

Als ich am gleichen Morgen zur Gräfin ging, um ihrer Erklärung beizuwohnen, und ihr in ihrem Zustand die vorgeschriebenen Dienste zu leisten, glaubte ich im Gesicht des Grafen einen kalten Ernst zu bemerken, der mehr, als Worte, sprach. Der Gedanke, daß er vielleicht in mir Redlichkeit und Treue beargwohne, vergrößerte meine Unruhe. So trat ich vor die eingeschlafene Hortensie, und im gleichen Augenblick fiel mir bei, daß mich vielleicht ihre wunderbare Sehergabe belehren könnte, wohin die Papiere gekommen wären. Nur daß ich vor dem Doktor Walter und den Frauenzimmern das Geständniß einer mir zur Last fallenden Nachlässigkeit oder Unordnung thun sollte, war mir peinlich.

Während ich noch mit mir selber kämpfte, was ich zu thun habe, klagte die Gräfin über unleidliche Kälte, welche von mir gegen sie wehe, und ihr Schmerzen verursachen würde, wenn es

nicht ändere. „Du wirst von einer Unruhe gepeinigt. Deine Gedanken, dein Wille sind nicht bei ihr!“ sagte sie.

„Theure Gräfin,“ versetzte ich, „es ist kein Wunder. Vielleicht sind Sie mit Ihrer Eigenschaft, auch das Verborgenste zu erspähen, vermögend, mir meinen Frieden wieder zu geben. Ich habe unter meinen Papieren vier Wechsel verloren, die Ihrem Herrn Vater gehören.“

Der Graf von Hormegg runzelte die Stirn. Doktor Walter rief: „Ich bitte Sie, behelligen Sie die Gräfin nicht in diesen Umständen mit dergleichen Dingen.“

Ich schwieg. Aber Hortensie schien nachsinnend, und sagte nach einer guten Weile: „Du, Emanuel, hast die Wechsel nicht verloren; sie sind dir genommen worden. Beruhige dich! Nimm aus der Gräfin Strickbeutel den Schlüssel, öffne den Wandschrank dort. Im Schmuckkästchen liegen die Wechsel.“

Sie zog aus dem Beutel einen kleinen vergoldeten Schlüssel hervor, reichte ihn mir, und wies mit der Hand zum Wandschrank. Ich eilte dahin. Eine der Kammerfrauen, Namens *Eleonore*, sprang vor den Schrank, und wollte das Öffnen desselben verwehren. „Ihre Gnaden, Herr Graf,“ rief sie ängstlich, „werden doch keinem Manne erlauben, in den Sachen der gnädigen Gräfin zu wühlen!“ Ehe sie aber noch die Worte beendigt hatte, war sie von mir schon mit starker Hand weggeschoben, der Schrank offen, das Schmuckkästchen aufgethan, und — siehe! die verwünschten Wechsel lagen oben auf. Ich ging mit freudeleuchtendem Gesicht zum alten Grafen, der vor Erstaunen sprachlos und unbeweglich war. „Von dem Uebrigen habe ich die Ehre, Ihnen nachher zu sprechen!“ sagte ich zum Grafen, und trat mit leichtem Herzen zu Hortensien, der ich den Schlüssel zurück gab.

„Wie du verwandelst bist, Emanuel!“ rief sie mit Geberden

des Entzückens: „Du bist eine Sonne geworden, du wandelst in einem Meer von Strahlen.“

Der Graf rief mir in heftiger Bewegung zu: „Befehlen Sie in meinem Namen der Gräfin, Ihnen zu sagen, wie sie zu diesen Papieren gekommen!“

Ich gehorchte. Eleonore sank ohnmächtig auf einen Stuhl nieder. Doktor Walter eilte zu ihr, und war eben im Begriff, sie aus dem Zimmer zu führen, als Hortensie zu reden anfing. Da befahl der Graf, mit einer ihm ungewöhnlichen Strenge des Tons, Schweigen und Stille. Keiner durfte sich regen.

„Aus Haß, geliebter Emanuel, ließ dir die Kranke die Wechsel nehmen. Sie sah deine Noth schadenfroh genug voraus, und hoffte dich zur Flucht zu bewegen. Aber es wäre ihr doch nicht gelungen. Denn Sebald stand in einer Ecke des Korridors, während Doktor Walter mit dem Nachschlüssel in dein Zimmer ging, dir die Wechsel nahm, welche du zu Briefen aus Ungarn gethan hattest, und sie beim Herausgehen Eleonoren gab. Sebald würde Alles verrathen haben, sobald ruckbar geworden wäre, daß dir Papiere von Wichtigkeit entfremdet seien. Doktor Walter, der die Wechsel bei dir gesehen, machte der Kranken den Antrag zur Entwendung derselben. Eleonore erbot sich zur Hilfe. Die Kranke selbst munterte sie beide dazu auf, und konnte die Zeit kaum erwarten, bis man ihr die Papiere brachte.“

Doktor Walter stand, bei diesen Worten außer sich, an Eleonorens Stuhl gelehnt. Sein Gesicht ward aschfarben. Er zuckte dabei, gegen den Grafen lächelnd, die Achsel, und sagte: „Daraus lernt man, daß die gnädige Gräfin in ihren Entzückungen auch irre reden kann. Erwarten wir ihr Erwachen, und es wird sich offenbaren, wie die Papiere in ihre Hand gerathen sind.“

Der Graf von Hormegg antwortete nichts, sondern läutete einem Kammerdiener und befahl, den alten Sebald herbeizurufen.

Dieser kam. Er ward befragt, ob er jemals gesehen, daß Doktor Walter während meiner Abwesenheit zu mir ins Zimmer gegangen sei?

„Ob in Abwesenheit des Herrn Faust, weiß ich nicht; doch mag es wohl am Abend des letzten Sonntags gewesen sein, denn er schloß wenigstens die Thür auf. Fräulein Eleonore muß es besser als ich wissen, denn sie blieb an der Treppe stehen, bis der Herr Doktor zurückkam und ihr einige Zettel gab, worauf beide leise mit einander redeten und sich trennten.“

Sebald wurde nach diesem entlassen. Auch der Doktor und die halb ohnmächtige Eleonore mußten sich auf den Wink des Grafen entfernen. Hortensie aber schien heiterer als jemals. „Fürchte dich nicht vor dem Haß der Kranken,“ sagte sie mehrmals, „sie will über dich wachen, wie dein Schutzgeist.“

Die Folge dieses merkwürdigen Morgens war, daß Doktor Walter sowohl als Fräulein Eleonore, nebst zwei andern Bedienten, noch denselben Tag vom Grafen von Hormegg verabschiedet und aus dem Hause verwiesen wurden. Zu mir hingegen kam der Graf, und bat nicht nur wegen des Vergehens seiner Tochter, sondern auch wegen seiner eigenen Schwäche um Verzeihung, mit welcher er boshaften Einflüsterungen gegen mich Gehör und halben Glauben gegeben. Er umarmte mich, nannte mich seinen Freund, mich den einzigen, welchen er in der Welt habe, und dem er sich mit unbeschränktem Vertrauen eröffnen könne. Er beschwor mich, ihn und seine Tochter nicht zu verlassen.

„Ich weiß,“ sagte er, „was Sie leiden, was Sie unfertwillen aufopfern. Aber rechnen Sie mit Zuversicht auf meine lebenslängliche Erkenntlichkeit. Wenn die Gräfin wieder zu vollkommener Gesundheit gelangt sein wird, werden Sie sich auch gewiß besser bei uns gefallen, als bisher. Sehen Sie mich nur an! Gibt es auf Erden einen verlassenern, unglücklichern Mann,

als mich? Nichts als Hoffnung hält mich aufrecht. Und all' meine Hoffnung ruht nur auf Ihrer Güte und der Ausdauer Ihrer Geduld. Was habe ich schon erlebt, was muß ich noch erleben! Denn die außerordentlichen Zustände der Gräfin rauben mir manchmal fast den Verstand. Ich weiß nicht mehr, wo ich lebe, und ob mich nicht das Schicksal zum Helden eines Feenmärchens gemacht hat."

Der Schmerz des guten Grafen rührte mich. Ich söhnte mich mit ihm und eben dadurch mit meiner sonst nicht reizenden Lage aus. Hingegen schwächte die unedle Gemüthsart der Gräfin meine Begeisterung um Vieles, in der ich bisher für sie gelebt hatte.

Bruchstücke aus Hortensiens Reden.

Durch die gefällige und aufmerksame Fürsorge des Grafen geschah, daß ich Hortensien niemals mehr wachend sah, wozu ich auch selbst wenig Neigung in mir fühlte, ja nicht einmal ersuhr, wie sie von mir dachte oder sprach, was ich mir indessen wohl vorstellen konnte. Im Hause herrschte feste Ordnung. Der Graf hatte sein Ansehen wieder gewonnen. Niemand wagte mehr, mit Hortensien wider ihn oder mich Partei zu machen, seit bekannt geworden, wie sie selbst ihre und aller Mitschuldigen Anklägerin geworden.

So sah ich denn die wunderbare Schöne nie anders, als in denjenigen Augenblicken, da sie, erhaben über sich selbst, ein Wesen besserer Welten zu sein schien. Aber diese Augenblicke gehörten zu den feierlichsten, oft zu den rührendsten meines eigenen Lebens. Hortensiens unaussprechliche Anmuth im Aeußern war durch den Ausdruck der zarten Unschuld und eines engelhaften Entzückens erhöht. Die strengste Anständigkeit herrschte überall in ihrem Aeußern. Nur Wahrheit und Güte waren auf ihren Lippen;

und ungeachtet ihre Augen geschlossen waren, in denen sich sonst das Gemüth am hellsten zu verkünden pflegte, las man auch die leisesten Bewegungen desselben in dem feinen Spiel ihrer Mienen wie in den mannigfaltigen Biegungen ihrer Stimme.

Was sie sprach von Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, so weit der geschärzte Seherblick ihres Geistes reichte, erregte bald durch die Eigenheit ihrer Ansichten, bald durch das Unbegreifliche unser Erstaunen. Sie selbst konnte uns über das Wie? keine Auskunft geben, obwohl ich sie zuweilen darum ersuchte, und sie sich durch langes Nachsinnen darum bemühte. Sie erkannte durch wirkliche Anschauung, wie sie sagte, alle innern Theile ihres Leibes, die Lage der edeln und unedeln Eingeweide, des Knochenbaues, der Muskeln und Nervenverzweigungen; sie erkannte das Gleiche in mir, und in Jedem, dem ich nur die Hand gab. Ungeachtet sie ein sehr gebildetes Frauenzimmer war, hatte sie doch vorher über den Bau des menschlichen Körpers keine, oder nur höchst verworrene und oberflächliche Kenntniß gehabt. Ich sagte ihr von vielen Dingen, die sie sah und genau beschrieb, den Namen; sie hingegen berichtigte meine eigenen Vorstellungen, wo sie irrig waren.

Am meisten zogen mich ihre Offenbarungen über die Natur unsers Lebens an. Denn das mir durchaus Unerklärliche ihres Zustandes lenkte mich am öftersten zu Fragen darüber. Ich zeichnete mir jedesmal, wenn ich von ihr ging, den Inhalt ihrer Antworten auf, obgleich ich Vieles hinweglassen mußte, was sie mir in zu wenig verständlichen Ausdrücken und Bildern gegeben hatte.

Ich will hier nicht Alles melden, was sie zu verschiedenen Zeiten sprach, sondern nur ausheben und in einem bessern Zusammenhang darstellen, was sie über Dinge offenbarte, die meine Theilnahme oder Neugier erregten.

Als ich ihr einmal bemerkte, daß sie viel verlöre: sich in ihrem

natürlichen, wachenden Zustande durchaus nichts von dem erinnern zu können, was sie in den kurzen Zeiten ihrer Verklärung gedacht, gesehen und gesprochen habe, erwiederte sie: „Sie verliert nichts, denn das irdische Wachen ist nur ein Theil ihres Lebens, das zu gewissen einzelnen Zwecken ausgeht; es ist nur beschränktes Außenleben. Aber in dem wahren, unbeschränkten, innern, reinen Leben bin ich mir sowohl dessen bewußt, was in diesem vorgeht, als was im wachenden Zustande vorgegangen ist.

„Das innere, reine Leben und Bewußtsein dauert, wie bei jedem andern Menschen, ununterbrochen fort, auch in der tiefsten Ohnmacht, wie im tiefsten Schlafe, der nur eine Ohnmacht anderer Art von andern Ursachen ist. Beim Schlafe, wie in der Ohnmacht, zieht sich die Seele von ihrer Thätigkeit aus den Sinnenwerkzeugen auf den Geist zurück. Man ist seiner auch dann bewußt, wenn man von außen bewußtlos scheint, weil die entseelten Sinne schweigen.

„Wenn du plötzlich vom festesten Schlafe emporgerissen wirst ins Wachen, wird dir dunkle Erinnerung vorschweben, als habest du vor dem Erwachen etwas gedacht, oder wie du meinst, geträumt; doch weißt du nicht, was es gewesen. Der Nachtwandler liegt im festen Schlaf der äußern Sinne; er hört und sieht nicht mit Augen und Ohren; dennoch ist er sich seiner nicht nur in ganzer Vollkommenheit bewußt, und weiß genau, was er denkt, redet oder beginnt, sondern er erinnert sich auch genau aller Dinge aus dem äußern Wachen, und kennt noch den Ort, wohin er wachend die Stecknadel gelegt.

„Mag auch das äußere, beschränkte Leben seine Unterbrechungen und Pausen erleiden, das wirkliche, innere Bewußtsein hat keine Pausen und bedarf derselben nicht.

„Die Kranke weiß sehr wohl, daß sie dir, o Emanuel, jetzt vollkommener scheint, aber ihre Geistes- und Seelenkräfte sind in

der That nicht erhöheter und herrlicher als sonst, aber weniger durch Schranken der äußern Sinne gebunden oder gelähmt. Ein vortrefflicher Werkmeister arbeitet mit mangelhaften Werkzeugen mangelhafter, als er sollte. Selbst die geläufige menschliche Sprache ist langsam und schwerfällig, weil sie weder alle Eigenthümlichkeiten der Gedanken oder Gefühle, noch den schnellen Wechsel und Lauf der Vorstellungen, sondern nur einzelne Glieder der fortschwebenden Gedankenkette darstellen kann.

„Im reinen Leben, obgleich die äußern Sinnenwerkzeuge ruhen, ist vollständigere und genauere Erinnerung des Vergangenen, als im irdischen Wachen. Denn beim irdischen Wachen strömt das All durch die aufgeschlossenen Pforten der Wahrnehmung zu gewaltsam und beinahe betäubend ein. Darum, Emanuel, du weißt es, suchen wir selbst während des irdischen Wachens Einsamkeit und Stille, und ziehen uns von außen gleichsam zusammen, und mögen nicht sehen, nicht hören, wenn wir ernst und tief nachzudenken begehren. Je entfernter der Geist vom Außenleben sein kann, je mehr er sich seinem reinen Zustande naht, abgeschieden von Sinnenthätigkeit, je heller und sicherer denkt er. Wir wissen, daß sehr merkwürdige Erfindungen oft in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen geschahen, wenn die äußern Pforten halb geschlossen waren, und das Geistesleben von fremden Einnisungen ungestörter blieb.

„Nicht Schlaf ist eine Unterbrechung des sich vollkommen bewußten Lebens, sondern das irdische Wachen ist als solche Unterbrechung anzusehen, oder vielmehr nur als Beschränkung desselben. Denn weil beim Wachen die Seelenthätigkeit gleichsam in bestimmte Bahnen und Schranken gewiesen ist, und die Reize der Außenwelt von der andern Seite zu gewaltig einwirken; weil ferner beim irdischen Wachen selbst die Aufmerksamkeit des Geistes zu zerstreut, und zur Hütung des Körpers nach allen einzelnen

äußern Theilen desselben hingezogen ist, verschwinden die Erinnerungen des reinen Lebens. Ja, Emanuel, der Schlaf ist eigentlich das volle Wachsein des Geistes; das irdische Wachsein gleichsam ein Schlummer, gleichsam eine Betäubung des Geistes. Der irdische Schlaf ist ein geistiger Sonnenuntergang für das Äußere, aber ein heller Sonnenaufgang in der innern Welt.

„Doch selbst in den Zerstreuungen des irdischen Wachens erblicken wir zuweilen noch Spuren eines andern von uns gelebten Lebens; nur wissen wir sie nicht immer zu deuten. So sieht man an hohen Gebirgen in Sommernächten noch Spät- oder Frühroth einer Sonne und eines Tages, der bei uns fehlt, aber andern Gegenden des Erdballs zu Theil wird. Wunderschnell erscheinen oft in außerordentlichen Fällen Gedanken und rettende Entschlüsse im Menschen, ohne vorangegangene Ueberlegung, ohne Nachdenken. Wir wissen nicht, von wannen sie stammen. Es fehlt Zusammenhang zwischen unsern bisherigen Vorstellungen und diesem plötzlichen, gebieterischen Einsfall. Dann pflegt der Mensch zu sagen: Es ist, als hätte mir ein guter Geist oder eine Gottheit den Gedanken eingegeben. — Zu andern Zeiten sehen und hören wir im alltäglichen Leben etwas, das uns schon einmal da gewesen zu sein scheint, und doch können wir es nicht ergründen, wie? oder wann? oder wo? und wir wähnen, es sei wunderbare Wiederholung, oder Ähnlichkeit mit einer Traumsache.

„Das ist nicht außerordentlich, Emanuel, daß unser bewußtvolles Sein nicht endet, daß es, wir schlafen oder wir wachen, immerdar fortschreitet; denn was da ist, wie soll es aufhören? Aber wunderbar ist der Wechsel, und die Ebbe und Fluth, das Hin- und Herwandeln des Lebens vom Innern zum Äußern, vom Äußern zum Innern.

„Der Geist, angethan von der Seele, wie die Sonne angethan von ihren durch das Weltgebäu fliegenden Strahlen, kann

ohne Leib bestehen, wie die Sonne ohne fremde Weltkörper. Aber die Weltkörper sind ohne die Sonne todt, bahnenlos aufgelöst; der Leib ist ohne die Seele Staub.

„Der Leib hat eigenes Leben, wie jede Pflanze lebt, doch muß durch den Geist erst die irdische Lebenskraft geweckt werden. Diese regt und bewegt sich nach eigenen Gesetzen, unabhängig von der Seele. Ohne unser Wollen und Wissen, und ohne Wollen und Wissen des Körpers wächst er, verdaut er die Nahrungen, läßt er das Blut umlaufen, verwandelt er seine Säfte mannigfaltig. Er athmet ein und athmet aus, verdunstet und zieht unsichtbare Erhaltungsbedürfnisse aus dem Luftmeer an. Aber gleich andern Pflanzen ist er von äußern Stoffen abhängig, von denen er sich nährt. Sein Zustand ändert mit Tagen und Nächten, wie der Zustand jeder Blume: er erhebt sich oder erschläft; seine Lebenskraft verzehrt sich, wie ein unsichtbares Feuer, welches neue Nahrung fordert.

„Nur bei hinreichender Fülle pflanzlicher Lebenskraft ist der Leib geeignet, daß die Seele enge Verbindungen mit ihm eingeht, außerdem ist er ein ihr fremdartiges Wesen. Wird seine Kraft allzusehr verzehrt oder erschöpft, zieht sich das seelische Leben zurück von den äußern Theilen zum Innern. Das nennen wir Schlaf, Unterbrechung der Sinnenthätigkeit. Die Seele tritt wieder in die Verbindungen mit den äußern Theilen, wie sich die Kraft zum Pflanzenthum ergänzt hat. Nicht der Geist wird müde oder erschöpft, sondern der Körper, nicht die Seele durch Ruhe gestärkt, sondern der Körper. So ist beständig Ebbe und Fluth, Hervorströmen und Rückzug des seelischen Wesens in uns, ungefähr gleichförmig mit dem Wechsel von Tag und Nacht.

„Den größten Theil unsers Daseins wachen wir äußerlich — wir sollen es — denn der Leib ward uns auf Erden als Bedingung unserer Thätigkeit gegeben. Der Leib und seine Triebe geben

unserer Thätigkeit bestimmte Richtungen. Es ist etwas Großes, Wunderbares in dieser Haushaltung Gottes.

„Mit dem Alter des Leibes verliert derselbe das Vermögen, seine Lebenskraft im hinreichenden Maße herzustellen, um in allen Theilen die innige Verbindung mit der Seele zu unterhalten. Das Werkzeug, ehemals geschmeidig und gelenksam, erstarrt und wird dem Geiste unbrauchbarer. Die Seele zieht sich zurück in das Innere. Dem Geiste bleibt die innere Regsamkeit, bis ihn Alles an der Verbindung mit dem Körper hindert; dies geschehe nun durch die zerstörende Macht des Alters oder der Krankheit. Die Entbindung des Geistes vom Körper ist Wiederantritt der Freiheit des erstern. Er verkündet sich nicht selten durch Vorhersagung der Todesstunde und andere Weissagung.

„Je gesunder der Leib, um so inniger geht die Seele, mit allen Theilen desselben, Verbindungen ein, und um so gebundener ist sie, um so weniger auch zur Weissagung fähig; es sei denn, daß der Geist in außerordentlichen Augenblicken der Entzückung sich gleichsam selber entfessele. Dann wird er Seher der Zukunft.

„Der Rückzug der Seele von der Außenwelt wird zu einem eigenen Zustande des menschlichen Wesens. Es ist der Traum. Beim Einschlummern veranlaßt ihn der letzte Reiz der Sinne und die erste Thätigkeit des freien, innern Lebens; beim Erwachen mischt sich darin der letzte Strahl der innern Welt mit dem ersten Licht der Außenwelt. Es ist schwer zu entwirren, was jener oder dieser als wahres Eigenthum angehört; immer aber sind Träume darum lehrreich zu beobachten. Da sich der Geist auch in seiner innern Thätigkeit mit dem beschäftigt, was ihm im äußern Leben anziehend gewesen, kann man sich das Treiben der Nachtwandler erklären. Wenn die Nachtwandler, bei wieder aufgeschlossenen äußern Sinnen, sich auch nichts mehr von dem erinnern, was sie während ihres außerordentlichen Zustandes ge-

than: kann es ihnen doch nachher wieder im Traum vorkommen. So bringen sie aus der innern Welt Manches zum Bewußtsein nach außen. Der Traum ist der natürliche Vermittler, die Brücke zwischen äusserm und innerm Leben."

V e r ä n d e r u n g e n .

Ungefähr dies waren die vorzüglichsten Ideen, welche sie entweder freiwillig, oder durch Fragen gereizt, äußerte; zwar nicht in der Ordnung, wie ich sie hier stellte, doch wenig in Rücksicht des Ausdrucks von dem ihrigen verschieden. Vieles, was sie sagte, war mir unmöglich wiederzugeben, weil es mit dem Zusammenhang des Gesprächs das Zartere seiner Bedeutung einbüßte; Vieles mir gänzlich unverständlich.

Auch war es wohl meine Schuld, daß ich versäumte, sie zur rechten Zeit auf manches mir Dunkelgebliebene zurückzuführen. Denn ich bemerkte bald, daß sie nicht in allen Stunden ihrer Verklärung mit gleicher Helligkeit erkannte und sprach; daß sie Unterhaltungen, wie diese, immer weniger liebte, und endlich ganz davon abbrach, und fast nur von häuslichen Dingen oder ihren Gesundheitsumständen redete.

Von diesen behauptete sie fortdauernd, daß sie sich besserten, wiewohl man lange keine besondern Spuren davon erblickte. Sie fuhr fort, wie ehemals, uns anzuzeigen, was sie während ihres Wachens essen und trinken müsse, und was ihr zuträglich, was ihr nachtheilig sein werde. Fast vor allen Arzneien bezeugte sie Abscheu, dagegen verlangte sie täglich eiskalte Bäder, endlich Bäder im Meerwasser. Je näher der Frühling rückte, je kürzer wurden ihre Verklärungszeiten.

Ich will hier keineswegs die Krankheitsgeschichte Hortensiens beschreiben: daher nur mit wenigen Worten sagen, daß sie im

siebenten Monate seit meiner Herkunft schon so weit hergestellt war, daß sie nicht nur Besuche von Fremden empfangen, sondern sogar erwiedern, und Kirchen, Schauspiele und Bälle besuchen konnte, wenn gleich nur jedesmal auf wenige Stunden. Der Graf von Hormegg war außer sich vor Freude. Er überhäufte seine Tochter mit Geschenken, und bildete um sie einen mannigfaltigen, weiten, kostbaren Kreis von Zerstreuungen. Verbunden mit den ersten Häusern von Venedig, oder von ihnen wegen seines Reichthums, wie wegen der Schönheit seiner Tochter gesucht, konnte es nicht fehlen, daß sich ihm bald jeder Tag der Woche zu einem Feste verwandelte.

Er hatte bisher in der That wie ein Einsiedler gelebt, vom Unglück Hortensiens gebeugt, und von dem mit ihrer Krankheit verknüpften Wunderbaren in einer gespannten, ängstlichen Stimmung erhalten. Dadurch war er allein auf Umgang mit mir beschränkt worden. Ohnehin von geringer Festigkeit der Denkart und durch meinen Einfluß auf Hortensiens Leben in einer Art abergläubiger Ehrfurcht für meine Person, hatte er sich gern gefallen lassen, was ich verfügte. Er räumte mir, wenn ich so sagen darf, freiwillig eine gewisse Herrschaft über sich ein, und gehorchte meinen Wünschen mit einer Ergebung, die mir selbst mißfiel, die ich jedoch nie mißbrauchte.

Jetzt änderte sich seine Stellung gegen mich eben so bald, als ihm Hortensiens Genesung ein sorgenfreies Gemüth und den lang entbehrten Genuß glänzender Lustbarkeiten gewährte. Zwar behielt ich alle Rechtsame über die Verwaltung seiner Haus- und Familienangelegenheiten, wie er mir sie ehemals aus blindem Zutrauen oder aus Bequemlichkeit übergeben hatte; aber er wünschte, ich sollte seine Geschäfte unter irgend einem Namen in seinem Dienste führen. Da ich mich fest weigerte, in seinem Solde Angestellter zu werden, sondern den ersten Bedingungen treu blieb,

unter welchen ich zu ihm getreten war, schien er nur aus der Noth eine Tugend zu machen. Er stellte mich den Venezianern als Freund vor; doch sein Stolz erlaubte nicht, Freund eines Bürgerlichen zu sein; er gab mich überall als einen vom besten und reinsten deutschen Adel an. Ich wollte mich anfangs gegen die Lüge sträuben, aber mußte den Bitten seiner Schwachheit nachgeben. So galt ich in den Kreisen der Venezianer, und durfte nirgends fehlen. Zwar blieb der Graf noch Freund, wie ehemals, doch ich war bald nicht mehr sein einziger. Wir lebten nicht mehr, wie sonst, ausschließlich bei und für einander.

Noch merkwürdiger aber war die Verwandlung Hortensiens bei ihrer Genesung. In ihren Verklärungsstunden blieb sie, wie immer, die Gütige; aber der alte Haß und Widerwille schien in den übrigen Zeiten des Tages sich allmählig zu verlieren. Den Ermahnungen ihres Vaters gehorsamer, oder vom Gefühle eigener Dankbarkeit gezwungen, that sie sich Gewalt an, mich nicht durch Blicke und Worte zu beleidigen. Es ward mir von Zeit zu Zeit erlaubt, ihr, wenn auch nur für wenige Augenblicke, als Hausgenosse, als Freund des Grafen, als wirklicher Arzt, meine ehrerbietigste Aufwartung zu machen. Ich konnte sogar endlich, ohne Gefahr, einen Ausbruch ihres Zorns zu erregen, mich in Gesellschaften befinden, wo sie war. Ja, so weit brachte es Anstrengung oder Gewohnheit, daß sie mich mit Gleichgültigkeit endlich an der Tafel leiden konnte, wenn der Graf allein speisete oder Gastmahl hielt. Immer aber sah ich auch dann noch ihren Stolz durchschimmern, mit dem sie auf mich herabblickte; und außer dem Wenigen, was Anstand und allgemeine Höflichkeit forderten, empfing ich selten von ihr ein Wort.

Ich selbst, wiewohl ich mich bei größerer Freiheit behaglicher fühlte, war doch meines Lebens nur eigentlich halbfroh. Die Zerstreuungen, in welche ich mit hineingezogen ward, belustigten

mich, ohne meine Zufriedenheit zu vergrößern. Ich sehnte mich oft aus dem Geräusch nach einer Einsamkeit, die mir besser zusagte. Auch war mein unveränderlicher Entschluß, eben so schnell die ehemalige Freiheit wieder zu erneuern, als die Heilung der Gräfin vollendet sein würde. Ich sehnte mich begierig dem Augenblick entgegen. Denn ich empfand nur zu tief, daß die Leidenschaft, welche mir Hortensiens Schönheit einflößte, mein Unglück werden könnte. Ich hatte dagegen gekämpft, und Hortensiens Stolz, wie ihr Abscheu vor mir, hatten mir den Kampf erleichtert. Ihrem hochadeligen Selbstgeföhle setzte ich mein bürgerliches Selbstgeföhle entgegen, ihren boshaften Verfolgungen das Bewußtsein meiner Unschuld und ihrer Undankbarkeit. Gab es Augenblicke, in welchen mich die Anmuth ihres Aeußern rührte, — wer konnte auch gegen so vielen Zauber unempfindlich bleiben? — gab es doch weit mehr Augenblicke, in welchen ihr beleidigendes Betragen mein Innerstes empörte. Es setzte sich in meinem Herzen eine Bitterkeit an, die fast an Widerwillen grenzte. Ihre Gleichgültigkeit gegen mich war eben so sehr Zeuge eines für Dankbarkeit unempfänglichen Gemüths, als ihr ehemaliger Abscheu. Ich mied Hortensia endlich emfänger, als sie mich; und konnte sie mich mit Gleichgültigkeit anblicken, in meinem ganzen Wesen mußte sie erkennen, wie groß meine Verachtung gegen sie sei.

So hatte sich also mit Hortensiens allmähligem Genesen ganz unvermerkt und sonderbar genug das Verhältniß zwischen uns allen geändert. Ich hatte keinen innigern Wunsch, als recht bald Verbindungen zu entkommen, die mir der Freude wenig gaben, und keinen bessern Trost, als den Augenblick, da Hortensiens vollkommene Gesundheit meine Person entbehrlich machen würde.

Prinz Carlo.

Unter denjenigen, welche sich zu Venedig am innigsten uns angeschlossen, war ein junger, reicher Herr, der, aus einer der vornehmsten Familien Italiens, den Titel eines Prinzen führte. Ich will ihn Carlo nennen. Er war von angenehmer Gestalt, von feinen Sitten, geistvoll, gewandt und einnehmend. Die Beweglichkeit seiner Gesichtszüge, wie der feurige Blick seiner Augen, verriethen ein reizbares Gemüth. Er trieb ungeheuern Aufwand, und war mehr eitel, als stolz. Eine Zeit lang hatte er in französischen Kriegsdiensten gelebt. Derselben müde, war er im Begriff, die vorzüglichsten Städte und Höfe Europas zu besuchen. Die zufällige Bekanntschaft, welche er mit dem Grafen von Hormegg gemacht, fesselte ihn länger, als es in seinem ersten Plan lag, an Venedig. Denn er hatte Hortensiens gesehen und sich unter die Menge ihrer Anbeter gemischt. Bald schien er alles Andere über ihre Eroberung zu vergessen.

Sein Rang, sein Reichthum, seine zahlreiche und glänzende Dienerschaft, sein gefälliges Aeußere schmeichelten Hortensiens Stolz und Eigenliebe. Ohne ihn vor Andern durch besondere Gunst auszuzeichnen, sah sie ihn doch gern in ihren Umgebungen. Ein einziger vertraulich-freundlicher Blick war genug, ihn zu den kühnsten Hoffnungen zu erheben.

Der alte Graf von Hormegg, nicht minder geschmeichelt durch des Prinzen Bewerbungen, kam demselben auf halbem Wege entgegen, zog ihn überall vor, und verwandelte bald die bloße Bekanntschaft in wahrhaft herzlichen Umgang. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß der Graf den Prinzen insgeheim zu seinem Eidam erkoren habe. Nur Hortensiens Kränklichkeit und die Furcht vor ihren Launen schienen den Vater wie den Liebhaber noch von nähern Eröffnungen abzuhalten.

Der Prinz hatte aus den vertrauten Gesprächen des Grafen von Hortensiens Verklärungen gehört. Er brannte vor Begierde, sie in diesem wunderbaren Zustande zu sehen; und die Gräfin, welche sehr gut wußte, daß sie in demselben nichts weniger als unvortheilhaft erschiene, gab ihm, was sie sonst jedem Fremden verweigert hatte, Erlaubniß, einer solchen Stunde beizuwohnen.

Er kam an einem Nachmittage, da wir wußten, daß Hortensie in den merkwürdigen Schlaf sinken werde; denn sie selbst sagte es jedesmal in einer Verklärung vorher. Mich wandelte, ich kann es nicht läugnen, beim Eintritt des Prinzen in das Zimmer, noch eine kleine Eifersucht an. Bisher war ich der Glückliche gewesen, welchem sich die Gräfin in den wunderbaren Verherrlichungen ihrer äußern Anmuth und Schönheit am liebsten zugewandt hatte.

Carlo nähete sich leise über den weichen Teppich, auf seinen Fußzehen schwebend. Er glaubte, sie schlummere wirklich, da er ihre Augen geschlossen sah. Furchtsamkeit und Entzücken lag in seinen Mienen, als er die reizende Gestalt erblickte, die zugleich in ihrem ganzen Wesen etwas Fremdartiges zeigte.

Hortensie hob endlich an zu reden. Sie unterhielt sich mit mir in ihren gewöhnlichen liebevollen Ausdrücken. Ich war wieder, wie immer, ihr Emanuel, dessen Gedanke und Wille ihr ganzes Wesen beherrschte; — eine Sprache, die dem Prinzen sehr unangenehm tönte, und mir nie schmeichelhafter gewesen war. Doch schien Hortensie unruhiger und ängstlicher zu werden. Sie äußerte einige Male, sie leide Schmerzen, doch möge sie nicht erkennen, wodurch. Ich winkte dem Prinzen daß er mir die Hand reiche. kaum war es geschehen, schauderte Hortensie heftig, und rief finster: „Wie kalt! Weg mit diesem Vock da! Er tödtet mich!“ Sie bekam Verzuckungen, wie sie seit langer Zeit nicht gehabt. Carlo mußte eilfertig das Haus verlassen. Er war vor Entsetzen außer sich. Nur erst nach geraumer Zeit genas Hortensie von

ihren Krämpfen. „Führet mir nie wieder jenes unreine Wesen zu!“ sprach sie.

Dieser Vorfall, der mich selbst sehr erschreckt hatte, brachte unangenehme Wirkungen. Der Prinz betrachtete mich von dem Augenblick als seinen Nebenbuhler, und warf tödtlichen Haß auf mich. Der Graf von Hormegg, welcher sich ganz von ihm leiten ließ, schien selbst argwöhnisch gegen Hortensiens Empfindungen zu werden. Es war der bloße Gedanke, daß die Gräfin Neigung zu mir gewinnen könnte, seinem Stolge der unerträglichste. Beide, der Prinz und der Graf, schlossen sich fester an einander; hielten mich von der Gräfin entfernter, ausgenommen in Zeiten ihres Wunderschlafes; verabredeten die Vermählung, und der Graf eröffnete die Wünsche des Prinzen seiner Tochter. Diese, wiewohl durch die Aufmerksamkeit des Prinzen geschmeichelt, forderte doch, bis zu völliger Wiederherstellung der Gesundheit, ihre Erklärung zurückbehalten zu dürfen. Inzwischen ward Carlo allgemein als Verlobter der schönen Gräfin angesehen. Er war ihr beständiger Begleiter, und sie die Königin aller seiner Feste.

Ich bemerkte sehr bald, daß ich anfang überlästigt zu sein; daß ich mit Hortensiens Genesung in mein altes Nichts zurücksinken würde. Mein ehemaliger Mißmuth kehrte zurück, und nichts machte mir meine Lage erträglich, als daß Hortensie allein, nicht nur in ihren Verklärungen, sondern bald auch außer denselben, mir Gerechtigkeit widerfahren ließ. Nicht nur war ihr alter Widerwille gegen mich in Gleichgültigkeit übergegangen, sondern in demselben Maß, wie ihre körperliche Gesundheit erblühte, verwandelte sich diese Gleichgültigkeit in eine aufmerksame, schonende Achtung, in eine leutselige Freundlichkeit, wie man sie von Hohen gegen Niedere gewohnt ist, oder gegen Personen, die man täglich zu sehen pflegt, die zur Haushaltung gehören, und denen man sich für ihre geleisteten Dienste verpflichtet fühlt. Sie behandelte mich wie ihren

wirklichen Arzt, fragte gern um meinen Rath, um meine Erlaubniß, wenn es den Genuß irgend einer Lustbarkeit antraf, erfüllte pünktlich meine Vorschriften, und konnte sich selbst überwinden, den Tanz zu verlassen, sobald die Stunde vorüber war, in der ich ihn ihr als unschädlich gestattet hatte. Es kam mir zuweilen vor, als wäre die Herrschaft meines Willens zum Theil in ihr Wachen übergegangen, seit er anfieng, während ihrer Verklärung, schwächer auf ihre Seele zu wirken.

Die Träume.

Auch Hortensiens Stolz, Eigensinn und Laune verschwanden von ihr immer mehr, wie böse Geister. In ihrer Gemüthsart beinahe so liebenswürdig, wie zur Zeit der Entzückungen, fesselte sie durch äußere Schönheit nicht minder, als durch Liebe, Demuth und dankbare Güte.

Und dies Alles machte mein Unglück. Wie konnte ich, täglicher Zeuge so vieler Vollkommenheiten, gleichgültig bleiben? Ich wünschte in vollem Ernst, daß sie mich wie ehemals verachten, beleidigen, verfolgen möchte, damit ich desto leichter von ihr scheiden, und sie wieder verachten könnte. Ich verging in meiner Leidenschaft schweigend, hoffnungslos. Ich wußte voraus, meine künftige Trennung müsse mich zum Grabe führen.

Was meinen Zustand verschlimmerte, war von Zeit zu Zeit ein Traum, den ich von ihr träumte, und der mehrmals wiederkehrte, und immer in derselben oder doch ähnlichen Gestalt. Bald saß ich in einem fremden Zimmer, bald am Ufer des Meeres, bald unter überhangendem Felsgestein einer Höhle, bald auf einem bemooseten Eichstamm in einer großen Einsamkeit, mit tiefbewegter Seele. Dann kam Hortensie, blickte auf mich voll gütigen Mitleids und sprach: „Warum so traurig, lieber Faustino?“ und da-

mit ward ich jedesmal wach; denn der Ton, mit dem sie mir das sprach, erschütterte mich durch und durch. Der Ton aber klang mir den ganzen Tag nach. Ich hörte ihn im Geräusch der Stadt, im Gewühl der Gesellschaften, durch die Gesänge der Gondeliers, in der Oper — überall. Einige Male des Nachts, wenn ich diesen Traum hatte, wachte ich hell auf, sobald nur Hortensiens Mund sich zu der gewohnten Frage öffnete; und dann glaubte ich die Stimme wirklich außer mir zu hören.

Traum pflegt sonst in der Welt Traum zu sein; aber in dem wunderhaften Kreis, in den ich durch mein Schicksal hineingebannt war, hatte es auch mit dem Traum ein ungewöhnliches Verwandniß.

Wie ich eines Tages im Zimmer des Grafen von Hormegg Rechnungen geordnet, und ihm einige Briefe zur Unterschrift vorgelegt hatte, ward er abgerufen, um einen vornehmen Venezianer zu empfangen, der ihn besuchen wollte. Ich glaubte, er werde sogleich zurückkommen. Ich warf mich auf einen Stuhl am Fenster, und versank in meinen Trübsinn. Indem rauschten Schritte. Die Gräfin, welche ihren Vater aufsuchte, stand neben mir. Ich erschrak von Herzen, ohne zu wissen, warum, und erhob mich ehrerbietig.

„Warum so traurig, lieber Faustino?“ sagte Hortensie mit ihrer eigenthümlichen, mein ganzes Sein vergeistigenden Lieblichkeit, und mit derselben Stimme, deren Klang so rührend aus meinen Träumen tönte. Indem lächelte sie; wie überrascht, oder sich über ihre eigene Frage verwundernd, rieb sie sinnend die Stirn, und sagte nach einer Weile: „Was ist denn das? Ich glaube, das ist schon einmal da gewesen! Es ist doch sonderbar. Ich habe Sie wirklich schon einmal so, gerade so, wie diesen Augenblick, gefunden, und Sie eben so gefragt. Ist das nicht seltsam?“

„Nicht seltsamer, als ich's erlebe,“ sagte ich: „denn nicht einmal, sondern vielmals habe ich den Traum gehabt, daß Sie

mich fanden, und mir mit den gleichen Worten die Frage zu thun die Güte hatten."

Indem trat Graf von Hormegg herein, und unterbrach unser kurzes Gespräch. Aber mir verursachte diese an sich unwichtig scheinende Begebenheit großes Nachdenken, und doch war mein Grübeln umsonst, wie die Spiele der Einbildungskraft mit der Wirklichkeit zusammenschmelzen könnten? Sie hatte also das Gleiche geträumt, wie ich, und das Gleiche mußte sich im Leben erfüllen.

Diese Feerei hatte damit noch lange nicht ihr Ende.

Fünf Tage nach diesem Vorfall gaukelte mir der Schlafgott vor, ich sei zu einem Mahle eingeladen. Es war großes Fest und Tanz. Die Musik machte mich traurig; ich blieb einsamer Zuschauer. Aus dem Gewühl der Tanzenden kam plötzlich Hortensie zu mir, drückte mir heimlich und innig die Hand, flüßelte: „Sein Sie fröhlich, Faustino, sonst bin ich's nicht!“ sah mich mit einem Blicke mitleidiger Zärtlichkeit an und verlor sich wieder im Getümmel.

Der Graf von Hormegg machte am Tage darauf eine Lustfahrt nach dem Landgute eines Venezianers. Ich mußte ihn begleiten. Unterwegs sagte er mir, auch die Gräfin sei dort. Als wir ankamen, fanden wir große Gesellschaft. Abends ward prächtiges Feuerwerk abgebraunt, dann getanzt. Der Prinz eröffnete mit Hortensien den Ball — es war mir, als ich das edle Paar erblickte, wie Dolchstich. Ich verlor alle Lust zur Theilnahme am Ball. Um mich selbst zu vergessen, wählte ich eine Tänzerin und mischte mich in die schwebenden, schönen Schaaren. Aber mir war, als hinge Blei an meinen Füßen, und ich freute mich, als ich dem Gewühl entschlüpfen konnte. An eine Thür gelehnt, sah ich den Tanzenden zu; nicht ihnen, nur Hortensien, die wie eine Gottheit dahin schwebte.

In diesem Augenblick gedachte ich des Traums der vergangenen Nacht; im gleichen Augenblick lösete sich ein Tanz auf; im

gleichen Augenblick trat, in ihren Freuden glühend, doch schüchtern, Hortensie zu mir, drückte heimlich flüchtig meine Hand und flüster: „Lieber Faustino, sein Sie fröhlich, daß ich's auch sein kann.“ Sie sprach es so theilnehmend, freundschaftlich, und ein Blick von ihren Augen — ein Blick — — ich verlor Besinnung und Sprache. Hortensie war, ehe ich mich erholte, schon wieder verschwunden. Sie schwebte wieder in den Reihen der Tänzer, aber immer und immer suchten ihre Augen nur mich auf, und immer und immer hingen ihre Blicke an mir. Es war, als hätte sie die Laune, mich durch ihre Aufmerksamkeit um mein Nestchen Verstand zu bringen. Die Paare stoben, nach Ende des Tanzes, aus einander, und ich verließ meinen Platz, in der Absicht, im Saal einen andern Stand zu suchen, um mich zu überzeugen, ob ich mich getäuscht; oder ob die Blicke der Gräfin mich auch da suchen würden.

Schon sammelten sich neue Paare zum neuen Tanze, als ich an den Sitzen der Frauentzimmer vorüberstreifte. Eine der Damen erhob sich in dem Augenblick, da ich ihr nahte; es war die Gräfin. Ihr Arm lag in dem meinen. Wir traten in die Reihen. Ich zitterte, und wußte nicht, wie mir geschehen war, denn nimmermehr hätte ich Berwegenheit genug gehabt, Hortensien zum Tanz aufzufordern, und doch kam es mir fast vor, als habe ich sie in der Zerstreuung aufgefordert. Sie war aber unbefangen, achtete meiner kaum, und durchschweifte mit ihren glänzenden Blicken das prachtvolle Gewühl. Ein Augenblick, und die Musik begann. Ich schien von allem Irdischen entbunden, geisterhaft auf den Wellen der Töne zu schweben. Ich wußte nicht, was um mich her geschah; wußte nicht, daß wir beide die Aufmerksamkeit aller Zuschauer gefesselt hatten. Was lag mir auch an der Bewunderung der Welt. Nach Beendigung des dritten der Tänze führte ich die Gräfin zu einem Sessel, damit sie ruhe. Ich stammelte ihr flüsternd

meinen Dank. Sie verneigte sich nur freundlichhöflich, wie gegen den Fremdesten. Ich zog mich zurück unter die Zuschauer.

Der Prinz sowohl als Graf von Hormegg hatten mich mit Hortensien tanzen gesehen, hatten das allgemeine Flüstern des Beifalls gehört. Der Prinz brannte vor Eifersucht — er verhehlte es selbst Hortensien nicht. Der Graf nahm mir die Kühnheit übel, seine Tochter aufgefördert zu haben, und machte ihr folgenden Tages Vorwürfe, so leichtsinnig ihres Ranges zu vergessen. Beide behaupteten, wie alle Welt, in ihrem Tanz sei Seelenvolleres, Leidenschaftlicheres gewesen. Weder der Graf noch der Prinz zweifelten, ich hätte der Gräfin eine ihrer unwürdige Neigung zu mir eingestößt. Ungeachtet der Verstellung beider, sah ich bald deutlich, daß ich Gegenstand ihres Hasses und ihrer Furcht sei. Ich ward immer seltener, zuletzt nicht mehr in Gesellschaften gezogen, in welchen sich Hortensie befand. Ich schwieg.

Die beiden Herren gingen inzwischen in ihrer Besorgniß wirklich zu weit. Die Gräfin zwar läugnete ihnen keineswegs, daß sie gegen mich Gefinnungen der Dankbarkeit empfinde; aber alles Andere war ein Vorwurf, der sie empörte. Sie gestand, daß sie mich schätze; daß in der That ihr aber einerlei sei, ob ich in Venedig oder Konstantinopel tanze. „Es steht Ihnen frei, ihn zu verabschieden,“ sagte sie zu ihrem Vater, „sobald meine Genesung vollendet ist.“

D a s A m u l e t.

Mit Schmerzen erwartete Carlo und der Graf diesen Augenblick, meiner los zu werden und die Vermählung Hortensiens herbeizuführen. Mit Ungeduld erwartete ihn Hortensie, um ihrer Gesundheit froh werden zu können, und zugleich den Argwohn ihres

Vaters zu beruhigen. Auch ich sah diesem Augenblick mit nicht geringerem Verlangen entgegen, denn alle Andern. Nur fern von Hortensien, unter fremden Umgebungen, unter andern Zerstreuungen hoffte ich mein Gemüth zu heilen. Ich fühlte mich unglücklich.

Nicht unerwartet verkündete eines Tages die Gräfin, als sie im Wunderschlaf lag, die Nähe ihrer vollkommenen Herstellung.

„In den heißen Tropfbädern von Battaglia,“ sprach sie, „wird sie die Gabe der Entzückung ganz verlieren. Führet sie dahin. Ihr Genesen ist nicht mehr fern. Jeden Tag ein Bad in der Morgenstunde, gleich nach dem Erwachen. Nach dem zehnten Bade, Emanuel, scheidet sie von dir. Sie sieht dich nie wieder, wenn es dein Wille ist. Aber laß ihr ein Andenken. Sie kann ohne dasselbe nicht gesunden. Du trägst auf deiner Brust seit langer Zeit eine dürre Rose zwischen Glas, in Gold eingefast. So lange sie dasselbe unmittelbar auf der Magengegend ihres Leibes, in Seide gewickelt, trägt, kehrt der krampfhafte Zustand nicht zurück. Nicht später, nicht früher, als in der siebenten Stunde nach Empfang des dreizehnten Tropfbades, übergib es ihr. Bis dahin trage es unaufhörlich. Dann ist sie gesund.“

Sie wiederholte öfters und mit sonderbarer Aengstlichkeit dies Verlangen; vorzüglich legte sie großen Werth auf die Stunde, da ich ihr mein einziges Kleinod überreichen sollte, von dessen Dasein sie nie gehört hatte.

„Tragen Sie wirklich dergleichen?“ fragte mich der Graf erstaunt und wegen der geweissagten Gesundheitsvollendung seiner Tochter hochentzückt. Als ich es bejahte, fragte er weiter, ob ich einigen Werth auf den Besitz dieser Kleinigkeit lege? Ich versicherte, es sei mein Theuerstes, und daß ich lieber sterben, als es mir entreißen lassen würde. Doch zur Rettung der Gräfin wolle ich auch dies opfern.

„Vermuthlich ein Andenken von geliebter Hand?“ fragte lächelnd

und forschend der Graf, dem daran gelegen schien, zu erfahren, ob mein Herz schon in einer Liebe vergeben sei.

„Es kommt von einer Person, die mir für Alle gilt.“

Der Graf, eben so sehr von meiner Großmuth gerührt, als zufrieden, daß ich mich zu dem Opfer entschlossen, von welchem Hortensiens bleibende Gesundheit abhing, vergaß für einen Augenblick den bisherigen Groll, und umarmte mich, was lange nicht mehr geschehen war. „Sie machen mich zu Ihrem größten Schuldner!“ rief er.

Sein Dringendstes war, Hortensien, sobald ich mich nach ihrem Erwachen entfernt hatte, dasjenige zu erzählen, was sie im Wunderschlafe verlangt habe; dabei verschwieg er ihr auch sein Gespräch mit mir über das Amulet nicht, welches so großen Werth für mich habe, weil es ein Andenken derjenigen Person sei, die ich über Alles liebe. Er legte darauf großen Nachdruck, um, falls Hortensie — denn sein Argwohn war geblieben — wirklich Neigung zu mir empfände, diese mit der Entdeckung zu tödten, daß ich längst in den Fesseln einer andern Schönheit seufze. Hortensie vernahm Alles mit so harmloser Unbefangenheit, und freute sich ihrer baldigen Heilung so aufrichtig, daß der Graf von Hormegg einsah, sein Verdacht habe dem Herzen der Tochter Unrecht gethan. Er hatte in der Freude seines Gemüths nichts Angelegentlicheres, als mir wieder die Unterredung mit der Gräfin zu beizutragen, und zugleich dem Prinzen von Allem Meldung zu thun, was vorgefallen sei. Ich bemerkte auch von Stund an im Betragen des Grafen, wie des Prinzen, gegen mich etwas Ungezwungenes, Gütiges, Verbindliches. Man entfernte mich von Hortensien nicht mehr mit voriger Aengstlichkeit, sondern behandelte mich mit einer Aufmerksamkeit und Schonung, wie einen Wohlthäter, welchem Jeder das Glück seines Lebens schuldig wäre.

Es wurden sogleich Anstalten zur Abreise nach den Bädern von

Battaglia getroffen. An einem schönen Sommermorgen verließen wir Venedig. Der Prinz war voraus, um Alles zum Empfang seiner angebeteten Braut vorzubereiten.

Durch die anmuthigen Ebenen von Padua nahen wir uns den euganeischen Bergen, an deren Fuß das Städtchen mit seinen Heilquellen liegt. Unterwegs liebte die Gräfin, oft zu Fuß zu gehen. Dann mußte ich ihr Führer sein. Ihre Herzlichkeit bezauberte eben so sehr, als ihr zarter Sinn für das Edle im menschlichen Sein und für das Schöne in der Natur. „Ich könnte wohl recht glücklich sein,“ sagte sie oft, „wenn ich meine Tage in irgend einer anmuthigen Gegend Italiens unter einfachen Geschäften des häuslichen Lebens zubringen könnte. Die Unterhaltungen in den Städten lassen das Gemüth leer; sie sind mehr betäubend, als vergnugend. Wie selig würd' ich sein, wenn ich einfach leben dürfte, ungereizt von den Erbärmlichkeiten der Paläste, wo man sich um ein Nichts quält; wenn ich reich genug wäre, um mich her Glückliche zu machen, und ich in meinen Schöpfungen Quellen meiner Seligkeit fände! Doch man muß nicht Alles wollen.“

Mehr als einmal, und in Gegenwart ihres Vaters, sprach sie von der großen Verbindlichkeit, die sie gegen mich, als ihren Lebensretter, habe. „Wüßte ich nur, wie vergelten?“ sagte sie: „Ich zerbreche mir schon lange den Kopf, etwas Ihnen recht Angenehmes zu erfinden. Das müssen Sie nun schon zugeben, daß mein Vater Sie in die Lage setzt, vollkommen unabhängig von andern Menschen zu leben. Das aber ist doch das Wenigste; ich bedarf für mich selbst einer andern Genugthuung.“

Ein anderes Mal und öfters brachte sie die Rede auf meinen Entschluß, daß ich sie und ihren Vater gleich nach ihrer Genesung verlassen wolle. „Es wird uns leid sein, Sie zu verlieren!“ sagte sie dann mit Gemüthlichkeit: „Wir werden Ihren Verlust als den Verlust eines treuen Hausfreundes und Wohlthäters, be-

klagen. Doch können und wollen wir Ihnen Ihren Entschluß nicht durch Bitten erschweren, bei uns zu verweilen. „Ihr Herz ruft Sie anderswohin!“ sehte sie dann mit etwas schalkhaftem Lächeln hinzu, wie eingeweicht in ein Geheimniß meines Herzens: „Wenn Sie nur glücklich sind, bleibt uns nichts zu wünschen übrig. Und ich zweifle nicht, Liebe wird Sie glücklich machen. Doch vergessen Sie uns darum nicht ganz, und gönnen Sie uns von Zeit zu Zeit eine Nachricht von Ihrem Befinden.“

Was ich bei solchen Aeußerungen empfand, kann ich eben so wenig aussprechen, als daß ich hier noch sagen möchte, was ich gewöhnlich zu erwidern pflegte. Meine Antworten waren verbindlich und voll kalter Höflichkeit; denn Ehrfurcht gebot, mein Herz nicht zu verrathen. Und doch gab es auch wohl Augenblicke, da mich die Gewalt meiner Gefühle übermannte, und ich mehr sagte, als ich wollte. Es geschah wohl, daß, wenn ich etwas mehr als schmeichelnd und verbindlich sprach, Hortensie mich mit dem hellen Blick der verwunderten Unschuld anschaute, als begriffe und verstände sie mich nicht. Ich überzeugte mich, daß Hortensie mich dankbar schätzte, mich glücklich und zufrieden zu sehen wünschte, ohne mir deswegen einen geheimen Vorzug vor andern Sterblichen zu gewähren. Nur aus reinem Wohlwollen, und mir Freude zu machen, hatte sie auf dem Balle sich zum Tanze zu mir gesellt. Sie selbst gestand, sie habe immer erwartet, daß ich sie auffordern sollte. Ach, wie hatte meine Leidenschaft daraus schon vermessene Hoffnungen geschaffen! Wohl vermessene Hoffnungen; — denn hätte Hortensie wirklich mehr als allgemeines Wohlwollen gegen mich gefühlt, was würde es mir haben nützen können? Ich würde nur unglücklicher durch ihr Unglück geworden sein.

Während mich im Stillen die Flamme verzehrte, war in ihrer Brust ein reiner Himmel voll Ruhe. Während ich hätte zu ihren Füßen hinsinken und gestehen mögen, was sie mir sei, wandelte

sie, ohne die leiseste Ahnung meines Zustandes, neben mir hin, und suchte meinen Ernst durch Scherze zu zerstreuen.

Die Entzäuberung.

Durch Veranstaltung des Prinzen waren für uns Zimmer in einem Schlosse der Marchesen von Este zum Empfang bereitet. Dies Schloß, nahe am Städtchen auf einem Hügel, bot mit den größten Bequemlichkeiten zugleich die lieblichsten Aussichten in die Ferne und schattenreiche Lustgänge in der Nähe an. Zu den Tropfbädern aber mußte man sich jedesmal in die Stadt begeben; auch war für die Gräfin daselbst ein eigenes Haus eingerichtet worden, wo sie die Morgen zubrachte, so lange sie baden sollte.

Ihr Wunderschlaf war in Battaglia nach den ersten Bädern schon sehr kurz und dunkel. Sie redete nur noch selten, antwortete nicht einmal immer, und schien eines ganz natürlichen Schlafes zu genießen. Da sie nach dem siebenten Bade im Schlafe sprach, befahl sie, daß man sie nach dem zehnten Bade nicht mehr in diesem Hause lassen solle. Wirklich versiel sie nach dem zehnten Bade noch einmal in den Schlaf; doch sagte sie nichts, als: „Emanuel, ich sehe dich nicht mehr!“ Dies waren die letzten Worte, welche sie im Zustande ihrer Verklärungen geredet hat. Seitdem hatte sie wohl noch einige Tage einen etwas unnatürlich festen Schlaf, aber ohne darin des Wortes mächtig zu sein.

Endlich kam der Tag ihres dreizehnten Tropfbades. Bisher war Alles aufs pünktlichste erfüllt worden, was sie sonst in Verklärungsstunden befohlen und vorausgesagt hatte; nun war es um das Letzte zu thun. Der Graf von Hormegg und der Prinz kamen schon früh Morgens zu mir, um mich an die baldige Ablieferung meines Amulets zu mahnen. Ich mußte es ihnen zeigen. Sie

verließen mich den ganzen Morgen keinen Augenblick, als wären sie, nun dem längst ersehnten Ziele so nahe, plötzlich mißtrauisch geworden, ich könne wegen meines Opfers andern Sinnes werden, oder das Heiligthum durch Zufall verloren gehen. Sobald Nachricht kam, die Gräfin sei im Tropfbade, wurden die Minuten gezählt. Sobald die Gräfin nach dem Bade einige Stunden geruht hatte, wurde sie von uns auf das Schloß begleitet. Sie war ungemein heiter und beinahe muthwillig. Darauf vorbereitet, daß sie in der siebenten Stunde das Geschenk von mir annehmen und dann lebenslänglich tragen müsse, freute sie sich wie ein Kind auf die Gabe, und neckte mich scherzend mit der Treulosigkeit, die ich an meiner Auserwählten verübe, deren Geschenk ich einer Andern gäbe.

Es schlug zwei Uhr. Die siebente Stunde war da. Wir befanden uns in einem heitern Gartensaal. Der Graf, der Prinz, die Kammerfrauen der Gräfin waren anwesend.

„Und nun nicht länger gezögert!“ rief der Graf: „Der Augenblick ist da, welche der letzte von Hortensiens Leiden und der erste meines Glückes ist.“

Ich zog das theure Medaillon von der Brust, auf der ich es so lange getragen, und löste die goldene Schnur von meinem Hals; drückte, nicht ohne wehmüthige Empfindung, einen Kuß auf das Glas, und überreichte es der Gräfin.

Hortensie nahm es, und indem ihr Blick auf die getrocknete Rose fiel, sah man plötzlich ein feuriges Roth ihr Antlitz überfliegen. Sie verneigte sich sanft gegen mich, als wollte sie mir danken; aber in ihren Gesichtszügen erkannte man eine Bestürzung oder Verwirrung ihres Gemüths, die sie zu verhehlen bemüht schien. Sie stammelte einige Worte, und entfernte sich dann plötzlich mit ihren Kammerfrauen. Der Graf und der Prinz waren gegen mich ganz Dankbarkeit. Sie hatten für den Abend ein

kleines Fest auf dem Schlosse veranstaltet. Aus Gste und Novigo waren einige adelige Familien dazu eingeladen worden.

Inzwischen warteten wir lange und vergeblich auf die Wiedererscheinung der Gräfin. Erst nach einer Stunde vernahmen wir, sie sei, sobald sie das Medaillon angelegt habe, vom Schlaf überfallen worden, und schlafe wirklich süß und fest. Es vergingen zwei, drei und vier Stunden. Die eingeladenen Gäste hatten sich bei uns versammelt; aber Hortensie erwachte nicht. Der Graf, in großer Unruhe, begab sich selber zu ihrem Bette. Da er sie aber tief und ruhig schlummernd fand, scheute er sich, sie zu stören. Das Fest ging vorüber ohne Hortensiens Gegenwart; doch wo sie fehlte, war nur halbe Lust. Hortensie schlief noch, als man nach Mitternacht aus einander schied.

Aber auch folgendes Morgens war sie noch in gleich festem Schlaf; kein Geräusch erweckte sie. Der Graf gerieth in Todesangst. Meine Unruhe war nicht geringer. Es wurden Aerzte herbeigerufen. Diese jedoch versicherten, die Gräfin schlafe einen gesunden, erquickenden Schlaf; die Farbe ihres Gesichts wie ihr Puls verkündeten das vollste Wohlsein. Mittag und Abend kamen; Hortensie erwachte nicht. Es gehörten die wiederholtesten Versicherungen der Aerzte dazu, daß die Gräfin sich offenbar wohl befände, um uns zu beruhigen. Die Nacht kam und verfloß. Jubel scholl am andern Morgen durch das ganze Schloß, als die Frauenzimmer Hortensiens frohes Ermuntern meldeten. Jedermann eilte hin und wünschte der Genesenen Glück.

N e u e r Z a u b e r .

Warum soll ich es nicht sagen? Während der allgemeinen Freude stand ich allein traurig — ach, mehr als traurig, in meinem Zim-

mer. Die Verpflichtungen, welche ich ehemals gegen den Grafen von Hornegg eingegangen war, hatten ihre Erfüllung. Ich konnte abreißen, wann ich wollte. Ich hatte Verlangen und Entschluß dazu oft genug geäußert. Man erwartete nichts Anderes von mir, als daß ich mir selber Wort halten werde. Aber — — — nur in ihrer Nähe athmen zu können, schien mir das beneidenswürdigste aller Loose; nur einen ihrer Blicke zu empfangen, die schönste Nahrung der Lebensflamme. Fern von ihr wohnen, schien mir Verurtheilung zum Tode.

Gedachte ich aber ihrer nahen Vermählung mit dem Prinzen, und der Wankelmüthigkeit des schwachen Grafen — gedachte ich meiner eigenen Ehre, meines Bedürfnisses, frei zu sterben, da regte sich männlicher Stolz und Troß; es blieb entschieden, sobald als möglich von hinnen zu ziehen. Ich schwor, zu fliehen. Ich sah die Endlosigkeit meines Unglücks; doch war mir lieber, lebenslang der Freude Valet zu sagen, als mir selber verächtlich zu werden.

Ich fand Hortensien im Schloßgarten. Ein sanfter Schauer durchbebte mich, da ich ihr näher trat, um ihr meine Glückwünsche zu bringen. Sie stand sinnend vor einem Blumenbeet, getrennt von ihren Frauenzimmern. Sie schien frischer und blühender, als ich sie je gesehen, und von einem neuen Leben durchglüht. Erst als ich sie anredete, ward sie meiner gewahr.

„Wie erschrecken Sie mich!“ sagte sie lächelnd und bestürzt, und eine höhere Röthe überflog ihre Wangen.

„Auch ich, meine theure Gräfin, wollte Ihnen meine Freude, meinen Glückwunsch . . .“

Mehr sagen konnte ich nicht; denn meine Stimme zitterte, meine Gedanken verwirrten sich, ich konnte ihren Blick nicht ertragen, der in das Innerste meines Herzens dringen wollte. Mühsam stammelte ich noch eine Entschuldigung, sie gestört zu haben.

Ihre Blicke waren schweigend auf mich geheftet. Nach einer

langen Pause sagte sie: „Sie sprechen von Freude, Lieber; aber sind Sie auch froh?“

„Herzlich, daß ich Sie gerettet weiß von der Krankheit, an der Sie so lange litten. Nun, in wenigen Tagen darf ich von hier aufbrechen, und mir, wenn es möglich ist, in andern Gegenden selber angehören, da ich Niemandem mehr angehöre. Mein Gelübde ist gelöst.“

„Ist es also Ihr Ernst, lieber Faust, uns zu verlassen? Ich hoffe es nicht. Wie können Sie sagen, daß Sie Niemandem angehören? Haben Sie uns nicht durch alle Pflichten der Erkenntlichkeit an sich gebunden? Was zwingt Sie, von uns zu scheiden?“

Ich legte die Hand auf mein Herz und senkte den Blick zur Erde; denn zu reden war mir unmöglich.

„Sie bleiben bei uns, Faust? Nicht so?“

„Ich darf nicht.“

„Und wenn ich Sie bitte, Faust?“

„Um Gotteswillen, gnädige Gräfin, bitten Sie nicht, befehlen Sie nicht. Mir kann nur wohl sein, wenn ich — nein, ich muß von hier.“

„Bei uns ist Ihnen nicht wohl? Und doch zieht Sie kein anderer Beruf, keine andere Pflicht von uns?“

„Pflicht gegen mich selbst.“

„Gehen Sie denn, Faust; ich habe mich in Ihnen geirrt. Ich glaubte, auch wir würden Ihnen etwas werth sein.“

„Gnädige Gräfin, wenn Sie wüßten, was Ihre Worte anstiften, Sie würden meiner voll Erbarmens schonen.“

„So muß ich schweigen, Faust. Gehen Sie, aber Sie thun ein schweres Unrecht!“

Indem sie diese Worte sagte, wandte sie sich von mir. Ich wagte es, ihr nachzugehen und sie zu bitten, mir nicht zu zürnen. Aus ihren Augen fielen Thränen. Ich erschraf. Mit gefalteten

Händen beschwor ich sie, mir nicht zu zürnen. „Gebieten Sie mir,“ sagte ich, „ich will gehorchen. Befehlen Sie, daß ich bleibe? Meine innere Ruhe, mein Glück, mein Leben opfere ich mit Freuden diesem Befehl!“

„Gehen Sie, Faust, ich erzwingen nichts. Sie sind ungern bei uns.“

„O Gräfin, bringen Sie keinen Menschen zur Verzweiflung.“

„Faust, wann wollen Sie fortreisen?“

„Morgen, heute.“

„Nein, nein, Faust!“ sagte sie leise und trat näher zu mir: „Ich setze keinen Werth auf meine Gesundheit, Ihr Geschenk, wenn Sie — — — Faust! Sie bleiben noch; nur einige Tage wenigstens!“ Sie lächelte dies mit so weicher, flehentlicher Stimme und sah mich dazu mit ihren nassen Augen so mahnend an, daß ich aufhörte, Herr meines Willens zu sein.

„Ich bleibe.“

„Aber gern?“

„Mit Entzücken.“

„Gut! — Nun lassen Sie mich einen Augenblick, Faust.“ „Sie haben mich recht betrübt. Aber verlassen Sie den Garten nicht; ich will mich nur erholen.“ — Mit diesen Worten ging sie von mir und verlor sich zwischen den blühenden Drangenbäumen.

Lange blieb ich auf derselben Stelle, wie ein Träumender. Solche Sprache hatte ich nie von der Gräfin gehört. Es war nicht Sprache der Höflichkeit bloß. Alles lebte unter mir unter der Vorstellung: ich habe in ihrem Herzen einigen Werth. Diese Aufforderungen noch zu bleiben, diese Thränen — — und, was sich nicht beschreiben läßt, das eigene Etwas, die wunderbare Sprache in ihrer Haltung, in ihren Bewegungen, in ihrer Stimme — eine Sprache ohne Worte, die doch mehr sagte, als Worte ausdrücken — — ich

verstand von Allem nichts, und verstand Alles. Ich bezweifelte und war voller Ueberzeugung.

Nach einer halben Viertelstunde, da ich in den Gartengängen auf und ab wandelte, und mich zu den übrigen Frauenzimmern gesellt hatte, kam die Gräfin lebhaft und fröhlich gegen uns. In ihrer zarten Gestalt, von weißen Gewändern umschwebt, vom vollen Sonnenglanz umflossen, schien sie ein Wesen aus Raphaels Malerträumen. In der Hand trug sie einen Strauß von Nelken, Rosen und veilchenfarbenen Vanilleblüthen. „Ich habe Ihnen,“ sagte sie, zu mir, „ein paar Blumen gepflückt, lieber Faust; verschmähen Sie sie nicht. Ich gebe sie Ihnen mit ganz anderm Gemüth, als einst während meiner Krankheit die Rose. Ich sollte Sie, mein lieber Leibarzt, nur gar nicht daran erinnern, wie ich Sie mit meinen kindischen Launen gequält habe. Aber ich erinnere mich recht pflichtmäßig daran, um bei Ihnen wieder Alles gut zu machen. O, und wie viel habe ich gut zu machen! Geben Sie mir nun den Arm und Fräulein Cäcilien den andern.“ So hieß eine ihrer Gesellschafterinnen.

Wie wir umhergingen unter leichten Plaudereien und Scherzen, kam auch ihr Vater, der Graf, und bald nachher der Prinz. Nie war Hortensie liebenswürdiger gewesen, als an diesem ersten Tage ihrer wieder erlangten Gesundheit. Mit zärtlicher Ehrfurcht redete sie zu ihrem Vater, mit freundlicher Fräulichkeit zu ihren Gesellschafterinnen, mit feiner Höflichkeit und Güte zum Prinzen; zu mir aber nie anders, als mit Bezeugungen ihrer Dankbarkeit. Nicht daß sie mir in Worten dankte, sondern in der Art, wie sie zu mir sprach. Es war, sobald sie sich zu mir wandte, in ihren Worten und Tönen etwas unbeschreiblich Herzliches, in ihren Blicken und Mienen etwas Schwesterlichvertrautes, Gutmüthiges, um meine Zufriedenheit Sorgfames. Diesen Ton änderte sie auch weder in Gegenwart des Vaters, noch des Prinzen. Sie führte

ihn mit einer Sicherheit, als wenn es nicht anders sein solle und dürfe.

Es verflossen in Festen und Freuden einige reizende Tage. Hortensiens Stimmung änderte sich gegen mich nicht. Ich selbst, immer zwischen kalten Gesetzen der Ehrerbietung und Flammen der Leidenschaft, fand in Hortensiens Umgang endlich eine Ruhe, eine innere Selbstständigkeit wieder, der ich entbehrt hatte, seit ich diese Wunderbare kannte. Ihre Natürlichkeit und Wahrheit machte mich wahrer, natürlicher; ihre Traulichkeit gleichsam brüderlicher. Sie verhehlte keineswegs ein Herz voll reinsten Freundschaft gegen mich — um so weniger barg ich meine Empfindungen, wenn ich gleich nicht das Innerste zu verrathen wagte. Und doch — o wer konnte so vielem Reiz widerstehen! — ward es verrathen.

Die Badegäste zu Battaglia pflegen an schönen Abenden meistens vor einem großen Kaffeehause versammelt zu sitzen, in freier Luft, um Erfrischungen zu genießen. Da herrscht ungezwungene Unterhaltung. Man sitzt auf Stühlen in Halbkreisen umher an der offenen Straße. Man hört links und rechts Mandolinen und Zithern schwirren und Gesänge nach italienischer Sitte. Auch in dem großen Hause tönt Musik. Fenster und Thüren sind beleuchtet. — Die Gräfin kam eines Abends, da uns der Prinz früher als gewöhnlich verlassen hatte, auf den Einfall, jene Versammlung der Badegäste zu besuchen. Ich war schon auf meinem Zimmer, und saß träumend über mein Schicksal, den Blumenstrauß mit beiden Händen haltend. Das Licht brannte dunkel; die Thür meines Zimmers stand halb offen. So sahen mich im Vorübergehen Hortensie und Cäcilie. Beide beobachteten mich lange. Dann traten sie leise herein — aber ich gewahrte sie nicht, bis sie dicht vor mir standen, und mir erklärten, ich müsse sie in die Stadt begleiten. Nun weideten sie sich scherzend an meiner Bestürzung. Hortensie erkannte den Blumenstrauß. Sie nahm ihn vom Tisch,

auf welchen ich ihn geworfen hatte, und steckte ihn, so welt er auch war, vor ihren Busen. Wir gingen nach Battaglia hinab und mischten uns in die Gesellschaft.

Da geschah es, daß Cäcilie, im Gespräch mit Personen ihrer Bekanntschaft, von uns kam. Es zürnten weder Hortensie noch ich. An meinem Arm wandelte sie in dem regen Getümmel auf und ab, bis sie müde ward. Wir setzten uns auf ein Bänkchen unter einer seitwärts stehenden Ulme. Der Mond fiel durch die Zweige auf Hortensiens schönes Gesicht, und auf die welken Blumen an ihrem Busen.

„Wollen Sie mir wieder rauben, was Sie mir gegeben hatten?“ fragte ich, indem ich auf den Strauß deutete.

Sie sah mich lange mit wunderbarem, sinnigem Ernst an; dann sagte sie: „Es ist mir immer, als wenn ich Ihnen nichts geben und nichts nehmen könnte. Ist Ihnen nicht zuweilen eben so?“

Diese Antwort und Gegenfrage, so leicht und ruhig hingeworfen, versetzte mich in Verlegenheit und Schweigen. Ich wagte aus Ehrfurcht kaum den holden Sinn darin zu berühren. Sie wiederholte die Frage noch einmal.

„Allerdings, leider auch mir ist's oft so!“ sagte ich. „Wenn ich die Kluft erblicke zwischen Ihnen und mir, und den Abstand, welcher mich fern von Ihnen hält, dann wird's mir so. Wer kann den Göttern geben und nehmen, das ihnen nicht immer gehörte?“

Sie sah mich mit großen Augen und Verwunderung an. „Was reden Sie von Göttern, Faust? Auch sich selber kann man nichts geben, nichts nehmen.“

„Sich selber?“ erwiderte ich mit ungewisser Stimme. „Sie wissen also, daß Sie mich zu Ihrem Eigenthum gemacht haben?“

„Ich weiß selbst nicht, wie es ist!“ gab sie zur Antwort, und senkte die Augen.

„Aber ich, theure Gräfin, aber ich weiß es. Der Zauber,

welcher über uns waltet, hat sich nicht verloren, sondern nur die Richtung verändert. Einst beherrschte ich in Ihren Verklärungen Ihren Willen; nun beherrschen Sie den meinigen. Ich lebe nur in dem Gedanken an Sie; ich kann nichts, ich bin nichts ohne Sie. Zürnen Sie immerhin meinem Geständnisse, frevelvoll vor der Welt, aber nicht vor Gott. Denn es ist, was ich thue, Ihr eigenes Gebot. Kann ich mich vor Ihnen verbergen? Ist es ein Verbrechen, daß meine ganze Seele an Ihr Wesen gefesselt ist, o Gräfin, so ist es nicht mein Verbrechen.“

Sie wandte das Gesicht ab und hob die Hand, um mir zu bedeuten, daß ich schweige. Ich hatte im gleichen Augenblick die meinigen erhoben, um meine Augen zu bedecken, die sich in einer Thräne verdunkelten. Da sanken die erhobenen Hände in einander. Wir schwiegen; der Gedanke lösete sich in gewaltigen Empfindungen auf. Ich hatte meine Leidenschaft verrathen — aber Hortensie hatte mich begnadigt.

Cäcilie störte uns auf. Wir gingen schweigend zum Schloß zurück. Als wir schieden, sagte die Gräfin leise und traurig: „Ich bin durch Sie gesund geworden, um bald kränker zu werden!“

Petrarca's Wohnung.

Am folgenden Tag, da wir uns wieder fanden, war eine Art heiliger Scheu zwischen uns. Ich wagte kaum, sie anzusprechen; sie kaum, mir zu antworten. Unsere Blicke begegneten sich oft, beide voll Ernstes. Sie schien mich durchforschen zu wollen; ich suchte in ihren Augen zu lesen, ob sie meiner gestrigen Verwegenheit nicht zürne im nüchternen Augenblick. Es verflossen mehrere Tage, wir sahen uns nie wieder allein. Wir hatten ein Geheimniß unter uns, und fürchteten es durch einen Wink zu entweihen. Hortensiens ganzes Wesen war feierlicher, ihr Frohsinn gemäßiger,

als gehöre sie nicht mit vollem Herzen den gewöhnlichen Umgebungen an.

Inzwischen zog ich wohl zu viel von ihrem veränderten Betragen auf Rechnung jener entscheidenden Stunde unter der Ulme. Denn Prinz Carlo hatte, wie ich erst später erfuhr, förmlich um die Hand der Gräfin angehalten, dies aber ein unangenehmes, gespanntes Verhältniß zwischen ihr und dem Prinzen und ihrem Vater bewirkt. Um diese beiden nicht zu beleidigen, und Zeit zu gewinnen, hatte Hortensie sich Bedenkfrist erbeten, und zwar auf einen so unbestimmten Zeitraum und mit einer so harten Bedingung, daß Carlo fast verzweifeln mußte, seinen Wunsch gekrönt zu sehen. „Nicht, daß ich dem Prinzen abgeneigt bin,“ so lautete die Erklärung, „aber ich will noch meiner Freiheit froh sein. Ich werde einst selbst und freiwillig mein Ja oder Nein geben; wird mir aber, ehe ich es begehre, der Antrag wiederholt, so werde ich ihn bestimmt und auf immer verwerfen, selbst wenn ich den Prinzen wirklich liebte.“

Der Graf kannte aus frühern Zeiten den unbeugsamen Sinn seiner Tochter, doch hoffte er darum schon das Beste, weil Hortensie die Bewerbung des Prinzen nicht geradezu abgelehnt hatte. Carlo hingegen war etwas mißmuthig. Er sah sich durch diese Erklärung zum ewigen Liebhaber verdammt, und ohne bestimmte Hoffnungen. Doch hatte er Eigenliebe genug, zu glauben, er werde durch treues Ausharren endlich Hortensiens Herz bewegen. Ihre Vertraulichkeit gegen mich war ihm zuweilen unbehaglich, doch schien er sie nicht zu fürchten; er fand sie eben deswegen gefahrlos, weil sie offen war und unbefangen. Hortensie behandelte auch ihn auf gleiche Weise. Er hatte sich gewöhnt, mich als Hausfreund und vertrauten Rath sowohl der Tochter, als des Vaters zu sehen, und da ihm der Graf das Geheimniß meiner bürgerlichen Herkunft entdeckt hatte, konnte er von mir um so weniger

Nebenbuhlerei besorgen. Ja, er selbst bequeme sich, mich zum Vertrauten zu machen, und erzählte mir eines Tages die Geschichte seiner Werbung um Hortensien's Hand, und die Antwort der Gräfin. Er beschwor mich, ihm meine freundschaftlichen Dienste zu gewähren, und nur, wenn auch noch so entfernt, zu lauschen, ob Hortensie einige Neigung für ihn habe. Ich mußte es versprechen. Jeden Tag fragte er, ob ich Entdeckungen gemacht habe? Immer konnte ich mich entschuldigen, nicht Gelegenheit gefunden zu haben, die Gräfin allein zu sehen.

Vermuthlich diese Gelegenheit herbeizuziehen, veranstaltete er selbst eine kleine Lustfahrt nach Aquila, drei Meilen von Battaglia, wohin oft Badegäste zum Grabmal und Wohnhaus Petrarca's zu wallfahren pflegten. Hortensie achtete von allen Dichtern Italiens diesen zarten, Alles vergeistigenden Sänger frommer Liebe am höchsten. Sie hatte sich schon lange auf diese Wallfahrt gefreut. Wie aber der Augenblick der Abreise erschien, blieb Carlo nicht nur unter einem leichten Vorwande zurück, sondern wußte auch den alten Grafen abzuhalten, Hortensien zu begleiten. Er versprach indessen, unfehlbar nachzukommen. Beatrice und Cäcilie, die Gesellschafterinnen der Gräfin, fuhren allein mit ihr; ich folgte dem Wagen zu Pferde.

Ich führte die Frauenzimmer zum Kirchhof des Dorfes, wo ein einfacher Grabstein die Asche des unsterblichen Dichters bedeckte, und übersezte ihnen die lateinische Inschrift. Hortensie stand in tiefem Ernst vor dem Stein. Sie seufzte. „Doch stirbt nicht Alles!“ sagte sie, und ich glaubte zu fühlen, wie sie meinen Arm leise an sich zog. „Stirbe Alles,“ sagte ich, „wäre nicht das Leben des Menschen Grausamkeit des Schöpfers, und die Liebe der schwerste Fluch des Lebens?“

Wir gingen schwermuthsvoll vom Kirchhofe. Ein alter, freundlicher Mann führte uns von da zu einem nicht entfernten Neben-

hügel, auf welchem Petrarca's Wohnung stand, an welche sich ein kleiner Garten schmiegte. Man hat daraus über die Ebene eine heitere Aussicht. Im Hause zeigte man auch Petrarca's Hausgeräth, mit ehrfurchtsvoller Treue aufbewahrt; seine Tische, an denen er las und schrieb, seine Sessel, auf denen er ruhte — selbst das Geschirr seiner Küche.

Immer übt der Anblick solcher Ueberbleibsel einen Einfluß auf das Gemüth — er wirft den Zwischenraum von Jahrhunderten in sein Nichts, und stellt das Längstvergangene in die Gegenwart hin. Mir war es, als sei der Dichter nur hinausgegangen; er werde die kleine braune Thür seines Zimmers öffnen, und uns begrüßen. Hortensie fand eine zierliche Ausgabe von Petrarca's Sonnetten auf einem Winkeltisch. Sie setzte sich müde hinzu, lehnte ihr schönes Haupt auf die Hand und las aufmerksam, indem sie mit den Fingern der unterstützenden Hand ihren Augen ein verheimlichendes Obdach machte. Beatrice und Cäcilie gingen, Erfrischungen für die Gräfin zuzubereiten. Ich blieb schweigend am Fenster. Petrarca's Liebe und Hoffungslosigkeit war mein Schicksal; eine andre Laura saß da, nicht durch den Zauber der Muse göttlich, aber göttlich durch sich selbst.

Hortensie nahm ein Tuch, ihre Augen zu trocknen. Ich erschrak, sie weinen zu sehen. Ich nahte mich ihr schüchtern, und wagte doch nicht, sie anzureden. Sie stand plötzlich auf, lächelte mich an mit Thränen im Blick, und sagte: „Der arme Petrarca, das arme Menschenherz! Aber Alles zieht vorbei, Alles. Er hat seit Jahrhunderten ausgeklagt. Doch sagt man, er habe in spätern Jahren sich selbst überwunden. Ist es gut, sich zu überwinden? Heißt es nicht sich selbst verwüsten?“

„Und wenn die Nothwendigkeit gebietet?“

„Hat die Nothwendigkeit Gewalt über das Menschenherz?“

„Aber Laura war die Gemahlin Hugo's von Sade — ihr Herz

durfte ihm nicht gehören. Sein Loos war, einsam zu lieben, einsam zu sterben. Er aber hatte die Gabe des Gesanges, und die Musen trösteten ihn. Er war unglücklich, — wie ich."

"Wie Sie?" setzte Hortensie mit kaum hörbarer Stimme hinzu. „Unglücklich, Faust?"

"Ich habe nicht die göttliche Gabe des Gesanges. Darum wird mein Herz brechen, das Keiner tröstet. Gräfin, theure Gräfin — darf ich Ihnen mehr sagen, als ich gesagt habe? Aber ich will Ihrer Achtung würdig bleiben, und nur durch männlichen Muth kann ich es. Gewähren Sie mir eine Bitte, nur eine einzige, bescheidene Bitte."

Hortensie schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

"Eine Bitte, theure Gräfin, für meine Ruhe."

"Was soll ich?" flüsterte sie, ohne aufzublicken.

"Bin ich gewiß, daß Sie mir die Bitte nicht verweigern?"

Sie betrachtete mich mit großen, ernsten Blicken, und sagte dann mit unbeschreiblicher Würde: „Faust, ich weiß nicht, was Sie bitten werden; aber wie viel es auch sei — ja, Faust, ich bin Ihnen mein Leben schuldig, mein Vertrauen — ich erfülle Ihre Bitte. Reden Sie."

Ich ergriff ihre Hand, ich sank zu ihren Füßen, ich drückte ihre Hand an meine brennenden Lippen — ich verlor beinahe Bewußtsein und Sprache. Hortensie, wie gefühllos in sich selbst versunken, stand mit gesenkten Blicken da.

Endlich gewann ich die Macht zu reden wieder. „Ich muß hinweg von hier. Lassen Sie mich fliehen. Ich darf nicht länger weilen. Lassen Sie mich fern von Ihnen mein Leben in irgend einer Einsamkeit vollenden. Ich muß hinweg. Ich störe den Frieden Ihres Hauses. Carlo hat Ihre Hand gefordert."

"Sie wird ihm nie!" unterbrach mich die Gräfin mit festem Ton.

„Lassen Sie mich fliehen. Selbst Ihre Güte häuft die Menge meines Elendes an.“

Hortensie war in einem heftigen Kampf mit sich selber. „Sie thun ein fürchterliches Unrecht. Aber ich darf es ja nicht mehr verhindern!“ rief sie und brach in ein heftiges Weinen aus. Sie schwankte und suchte den Sessel. Indem ich aufsprang, sank sie schluchzend an meine Brust. Nach einigen Augenblicken ermannte sie sich wieder. Sie fühlte sich von einem meiner Arme umschlungen, und wollte sich demselben entziehen. Aber ich, den Himmel an meiner Brust, vergaß die Gebote aller Ehrerbietung, umschlang sie fester und seufzte: „Diese Minute und nun genug!“ — Ihr Widerstand erstarb. Sie richtete ihre Augen zu mir auf, und mit einem Antlitz, von welchem, wie einst, Verklärungsrothe schimmerte, lispelte sie mir zu: „Faßt, was beginnen Sie?“

„Werden Sie mich auch in der Ferne nicht vergessen?“ fragte ich zurück.

„Kann ich es denn?“ seufzte sie und schlug die Augen nieder.

„Leben Sie wohl, Hortensie!“ stammelte ich. Meine Stirn sank an die ihrige nieder.

„Emanuel! Emanuel!“ flüsterte sie. Meine Lippen hingen an den ihrigen. Ich fühlte zart und dunkel ihren Gegenfuß, ihrer Arme einen um meinen Hals. Es verschwanden Minuten, Viertelstunden.

Ich ging, ein Trunkener, schweigend an ihrer Seite aus Petrarca's Wohnung, den Steg am Hügel hinab. Drunten warteten zwei Diener, die uns zur Laube unter wilden Lorbeersträuchen führten, wo ein kleines Mahl bereit stand. Im Augenblicke rollte auch der Wagen des Prinzen herbei. Carlo und der Graf stiegen aus.

Hortensie war sehr ernst, in ihren Antworten kurz. Sie schien in beständiges Nachdenken verloren. Ich sah ihr an, daß sie sich Gewalt anthat, wenn sie mit dem Prinzen reden sollte. Gegen

mich behielt sie unverwandelt das Herzliche und Vertrauliche ihres Benehmens. Zum andern Mal ward Petrarca's Wohnung besucht, weil der Graf von Hormegg sie sehen wollte. Als wir in das Zimmer traten, welches das Geständniß unserer Herzen zum Heiligthum geweiht hatte, setzte sich Hortensie wieder auf den Sessel neben den Tisch in die gleiche Stellung zum Buche, wie das erste Mal; blieb auch so, bis wir wieder gingen. Da stand sie auf, legte die Hand auf die Brust, sah mich mit einem durchdringenden Blicke an, und eilte dann schnell hinaus.

Der Prinz hatte diese Bewegung, diesen Blick bemerkt. Eine dunkle Röthe zog über sein finsternes Gesicht; er ging mit untergeschlagenen Armen und gesenktem Haupte hinaus. Alle Freude war aus unserer Gesellschaft gewichen. Jedem schien daran gelegen zu sein, bald wieder das Schloß zu erreichen. Ich zweifelte nicht, Carlo's Eifersucht habe Alles errathen, und fürchtete von seiner Rachsucht weniger für mich, als für den Frieden der Gräfin.

Darum, sobald wir heimgekommen waren, beschloß ich, Alles zur schleunigen Abreise für den folgenden Morgen einzurichten. Ich entdeckte dem Grafen von Hormegg meinen unwiderruflichen Entschluß, übergab ihm alle Papiere, und beschwor ihn, der Gräfin nichts zu sagen, bis ich abgereiset sein würde.

Traurige Trennung.

Schon längst hatte ich auf diesen Fall vom Grafen erhalten, daß mich der alte wackere Sebald begleiten könne, der seine Entlassung gefordert hatte, um seine deutsche Heimath wiederzusehen. Sebald wirbelte und tanzte vor Freude in der Stube herum, als er hörte, der Augenblick des Scheidens sei da. Jedem ein Roß, jedem ein Mantelsack dazu, das war unsere ganze Ausrüstung zur Reise.

Ich hatte beschlossen, vor Ankunft des folgenden Tages in aller Stille abzugehen. Niemand im Schlosse wußte darum, als Sebald und der Graf; Niemand sollte davon wissen. Hortensien wollte ich ein paar Zeilen des Dankes, der Liebe und des ewigen Lebens hinterlassen. Der alte Graf schien zwar überrascht, doch nicht ganz unzufrieden. Er umarmte mich aufs zärtlichste, dankte mir für meine geleisteten Dienste, und versprach, binnen einer kleinen Stunde auf mein Zimmer zu kommen, um mir noch einige nützliche Papiere zu übergeben, die mir für die Zukunft ein sorgenfreies Leben schaffen und, wie er sich ausdrückte, nur eine Zahlung auf Rechnung seiner lebenslänglichen Schuld sein sollten. Ich wollte ein mäßiges Reisegeld nicht ausschlagen, um Deutschland erreichen zu können — denn ich war in der That fast ohne Geld, — aber mehr anzunehmen weigerte sich mein Stolz.

Sobald ich zurück auf mein Zimmer kam, ward eingepackt. Sebald eilte zu den Rossen, und besorgte alles Nöthige, jeden Augenblick aufbrechen zu können. Ich schrieb inzwischen an Hortensien. Was ich litt, wie ich mit mir selber kämpfte, wie oft ich vom Schreiben aufsprang, um meinen Schmerz auszuweinen, mag ich hier nicht schildern. Zerrissen lag mein Leben, glücklos meine Zukunft. Der Tod ist süßer und leichter, als das Ueberleben aller Hoffnung.

Mehrmals zerriß ich, was ich geschrieben. Ich hatte noch nicht vollendet, als ich auf eine Art gestört wurde, die ich am wenigsten erwarten konnte.

Zitternd und athemlos stürzte Sebald zu mir ins Zimmer, nahm hastig die gepackten Mantelsäcke und rief: „Herr Faust, es ist ein Unglück geschehen. Man will Sie ins Gefängniß schleppen. Man will Sie umbringen. Fliehen wir, ehe es zu spät ist.“ Ich fragte vergebens nach der Ursache seines Schreckens. Ich erfuhr nur, der alte Graf sei in Wuth, der Prinz in Ra-

ferei, Jedermann im Schlosse gegen mich empört. — Ich erwiderte kalt, daß ich keine Ursache habe, mich zu fürchten, noch weniger, als Verbrecher zu fliehen. „Herr!“ rief Sebalb: „ohne Unglück entkömmt man dieser Unglücksgeellschaft nicht: über die waltet ein böser Stern. Das habe ich lange gesagt. Fliehen Sie!“

Indem traten zwei Jäger des Grafen zur Thür herein und ersuchten mich, auf der Stelle zu Seiner Gnaden zu kommen. Sebalb blinkte und winkte mit den Augen, ich sollte zu entweichen suchen. Ich konnte mich wegen seiner Furchtsamkeit des Lächelns nicht erwehren, und folgte den Jägern. Doch befahl ich Sebalden, die Pferde zu satteln; denn daß sich etwas Außerordentliches zugetragen haben müsse, und besonders der Prinz, vermuthlich aus Eifersucht, mir einen Handel angezettelt habe, bezweifelte ich jetzt selbst nicht mehr.

Es verhielt sich folgendermaßen. Carlo war, als ich den Grafen Hormegg kaum verlassen hatte, stürmisch zu diesem gekommen, und hatte ihm trocken hin erklärt: ich habe sein Haus entehrt und mit der Gräfin geheime Liebschaft. Hortensiens Gesellschafterin Beatrix nämlich, die vom Prinzen vielleicht durch seine Geschenke, vielleicht durch Zärtlichkeiten gewonnen war, hatte, als sie mit Cäcilien die Wohnung Petrarca's verlassen, ungeduldig über Hortensiens und mein Zurückbleiben, den Rückweg dahin genommen gehabt, und uns in jener Umarmung erblickt. Natürlich war die Jose bescheiden genug, uns nicht zu stören, aber eilfertig genug, dem Prinzen die wichtige Begebenheit eben so bald zu verrathen, als man ins Schloß zurückgekommen war. Der Graf von Hormegg, welcher Alles, nur dies nicht glauben konnte, weil es ihm das unnatürlichste aller Verbrechen zu sein schien, daß ein gemeiner bürgerlicher Mensch, ein Maler, die Liebe einer Gräfin von Hormegg gewonnen hätte, behandelte anfangs die Sache als Gespenster-

feherei der Eifersucht. Der Prinz war aber zu seiner Rechtfertigung genöthigt, die Verrätherin zu verrathen, und Beatrix, so sehr sie sich auch sträubte, das Gesehene zu bekennen.

Der Zorn des alten Grafen kannte nun keine Grenzen, und doch war ihm dies Ereigniß so ungeheuer, daß er die Tochter selbst darüber vernehmen wollte. Hortensie erschien. Der Anblick der bleichen, von Zorn und Schrecken entstellten Gesichtserregte ihr Entsetzen. „Was ist hier geschehen?“ rief sie, halb außer sich. Mit fürchterlichem Ernst sagte der Graf: „Das sollst du sagen.“ Dann nahm er mit erzwungener Ruhe und Güte ihre Hand in die seinige und sagte: „Hortensie, man beschuldigt dich, du besteckst die Ehre unsers Namens durch — nun, es muß ausgesprochen sein — durch eine Liebelei mit dem Maler, dem Faust. Hortensie, läugne es, sprich nein! Gib deinem Vater die Ehre und Ruhe wieder. Du kannst es. Widerlege alle böshaften Zungen; widerlege, was Blendwerk, Mißverständniß, Täuschung war, wenn man dich heute in Faust's Armen gesehen haben will. Hier steht der Prinz, dein künftiger Gemahl. Reiche ihm die Hand, bezeuge ihm, Alles sei verruchte Lüge, was wider dich und Faust gesagt worden. Faust's Gegenwart soll unsern Frieden nicht länger stören. Diese Nacht verläßt er uns auf immer.“ Der Graf sprach noch länger. Es schien ihm darum zu thun, da ihn Hortensiens Erröthen und Erblassen nicht mehr an der Wahrheit des Vorgefallenen zweifeln ließ, der Sache eine vortheilhaftere Wendung zu geben, die zugleich den Prinzen versöhnen und Alles in das gute Geleis bringen könne. Er war auf nichts weniger gefaßt, als was Hortensie, da er schwieg, nun wirklich erklärte.

Mit der ihr eigenthümlichen Würde und Entschlossenheit, und eben so sehr durch die Verrätherei Beatricens, die noch gegenwärtig war, als durch die Vorwürfe und durch die Nachricht von meiner plötzlichen Abreise in der bevorstehenden Nacht zu den hef-

tigsten Empfindungen gereizt, wandte sie sich zuerst gegen Beatrixen. „Unglückliche!“ rief sie, „dir stehe ich nicht gegenüber. Meine Dienerin darf nicht meine Anklägerin sein. Ich habe mich vor dir nicht zu rechtfertigen. Verlaß dies Zimmer und dies Schloß. Nie tritt wieder vor meine Augen.“ — Beatrix wollte ihr weinend zu Füßen fallen. Es war vergebens. Sie mußte gehorchen und sich entfernen.

Darauf wandte sich die Gräfin an ihren Vater und verlangte, daß er mich rufen lasse. Der Graf eilte hinaus. Ich ward gerufen. Auch Hortensie entfernte sich einen Augenblick, und kam fast zu gleicher Zeit mit mir zurück.

„Lieber Faust,“ sagte sie zu mir, und ihre Wangen brannten von einer unnatürlichen Röthe: „Sie und ich stehen hier als Verklagte oder als Verurtheilte.“ Sie erzählte darauf, was geschehen war. Dann fuhr sie fort: „Man erwartet meine Rechtfertigung. Ich habe mich vor Niemandem als vor Gott zu rechtfertigen, dem Richter der Herzen. Ich habe hier nur die Wahrheit zu bekennen, weil mein Vater sie fordert, und meinen unänderlichen Willen zu erklären, weil das Schicksal es begehrt und ich zum Unglück geboren bin. Faust, ich wäre Ihrer Achtung unwürdig, wenn ich nicht höher stehen könnte, als jedes Unglück.“ — Dann trat sie zum Prinzen und sagte: „Ich schätze Sie, aber ich liebe Sie nicht. Meine Hand wird nie die Ihrige; nähren Sie keine Hoffnung weiter. Nach dem, was jetzt geschehen ist, muß ich Sie bitten, uns auf immer zu meiden. Erwarten Sie nicht, daß mein Vater meinen Willen zwingen könnte. Das Leben ist mir gleichgültig. Seine erste Gewaltthat würde keine andere Folge haben, als daß er den Leichnam seiner Tochter zur Erde bestatten lassen müßte. Mehr habe ich Ihnen nicht zu sagen — Ihnen aber, mein Vater, muß ich bekennen, daß ich liebe — diesen Faust liebe, aber ich kann nicht dafür. Er ist Ihnen verhaft; er

ist nicht unsers Standes. Er soll von uns scheiden. Meine irdischen Verbindungen mit ihm sind aufgehoben. Aber mein Herz bleibt ihm. Sie, mein Vater, werden daran nichts ändern, denn jeder Versuch dazu ist der Schluß meines Lebens. Ich sage es Ihnen vorher; ich bin auf meinen Tod gefaßt, denn er endet nur mein Unglück."

Sie schwieg. Der Graf wollte reden; eben so der Prinz. Sie winkte ihnen, zu schweigen. Sie trat zu mir, zog einen Ring von ihrer Hand, gab ihn mir und sagte: „Mein Freund, ich schiebe von Ihnen, vielleicht auf immer. Nehmen Sie diesen Ring zur Erinnerung an mich. Dieses Gold und diese Diamanten werden eher Staub werden, als meine Liebe und Treue aufhören. Vergiß mein nicht!“ Indem sie dies sagte, legte sie ihre Arme auf meine Schultern, drückte einen Kuß auf meine Lippen, ward todtenbleich und kalt, und sank mit geschlossenen Augen zur Erde.

Der Graf von Hormegg stieß einen durchdringenden, fürchterlichen Schrei aus. Der Prinz rief Hilfe. Ich trug die schöne Leiche zu einem Ruhebett. Kammerfrauen eilten herbei; Aerzte wurden gerufen. Ich lag bewußtlos auf den Knien vor dem Ruhebett, und hielt die kalte Hand der Entseelten an meine Wange. Der Graf riß mich auf. Er glich einem Rasenden. „Du hast sie gemordet!“ donnerte er mich an: „Flieh, Glender, und laß dich nicht wieder erblicken!“ Er stieß mich hinaus zur Thür. Auf seinen Wink faßten mich die Jäger und schleppten mich die Stiegen hinab vor das Schloß. — Sebalb stand vor dem Stall. Sobald er meiner gewahr ward, eilte er auf mich zu und riß mich mit sich zu den gesattelten Rossen im Stalle. Da verließen mich Kraft und Besinnung. Ich lag, wie mir Sebalb nachher sagte, wohl eine Viertelstunde leblos am Boden. Ich hatte mich kaum erholt, hob er mich auf eins der Pferde. Wir trabten davon.

Ich ritt wie im Schlafe, und mehrmals war ich in Gefahr, hinabzustürzen. Erst allgemach gewann ich volles Bewußtsein und Kräfte.

Nun war das Vergangene klar vor mir. Ich gerieth in Verzweiflung. Ich wollte umkehren zum Schlosse und Hortensiens Schicksal wissen. Wir hatten noch keine halbe Stunde gemacht. Sobald beschwor mich bei allen Heiligen, meinen wahnsinnigen Vorsatz aufzugeben. Es war vergebens. Ich hatte das Roß kaum umgewendet, sah ich einige Reiter im vollen Galopp mir entgegen-sprengen. „Verfluchter Mörder!“ hörte ich eine Stimme rufen. Es war Carlo's Stimme. Es fielen sogleich einige Schüsse auf mich. Indem ich nach den Pistolen griff, stürzte das Pferd unter mir getödtet zur Erde. Ich sprang ab. Carlo mit gezogenem Degen ritt gegen mich an, und indem er mich niederstoßen wollte, jagte ich ihm einen Schuß durch den Leib. Wie er sank, ergriffen ihn seine Begleiter. Sobald verfolgte sie auf ihrer Flucht und schickte ihnen noch einige Kugeln nach. Dann kehrte er zurück, nahm den Mantelsack vom todtten Pferde, ließ mich zu sich auf das seinige steigen, und so eilten wir in schnellem Trabe davon.

Diese Morderei war in der Nähe eines kleinen Waldes vorgefallen, den wir bald erreichten; die Sonne war schon untergegangen. Wir ritten die ganze Nacht hindurch, ohne zu wissen, wohin. Als wir bei Tagesanbruch bei einem Dorfwirthshause hielten, unserm Pferde Ruhe zu gönnen, fanden wir es vom Sattel so wund geschunden, daß wir alle Hoffnung aufgaben, es ferner zu benutzen. Wir verkauften es um ein Spottgeld, und setzten unsere Flucht zu Fuß auf sichern Nebenwegen fort, indem wir unser Gepäck selbst trugen.

N e u e A b e n t e u e r.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen glänzend auf die Diamanten von Hortensiens Ring. Ich küßte ihn weinend. Sebald hatte mir schon in der Nacht gesagt, daß er von einem der Knechte, während ich im Stalle neben dem Pferde in Ohnmacht gelegen habe, gehört habe, die Gräfin sei für todt gehalten worden, aber wieder zum Leben gekommen. Diese Nachricht hatte mich gestärkt und wieder aufgerichtet. Mein Schicksal war mir vollkommen gleichgültig. Hortensiens Seelenhoheit hatte mich begeistert. Ich war stolz auf mein Unglück. Mein vorwurfsloses Gewissen erhob mich über alle Furcht. Ich hatte nur einen Schmerz: getrennt zu sein auf ewig von dem, was ich ewig lieben mußte.

Wir machten erst Ruhetag, als wir Ravenna erreicht hatten. Es war ein langer Ruhetag; denn ich, von den erschütternden Begebenheiten und den ungeheuern Anstrengungen erschöpft, war krank. Zwei Wochen lang lag ich im Fieber. Sebald stand Todesangst aus; denn er fürchtete mit Recht, daß die Ermordung des Prinzen uns nothwendig in die Hände der Gerichte bringen werde. Er hatte sich und mir andere Namen gegeben, andere Kleider geschafft. Meine gute Natur mehr als die Kunst des Arztes stellte mich bald genug wieder her; doch blieb eine große Schwäche in allen meinen Gliedern zurück. Da wir aber beschlossen hatten, von Rimini zu Schiffe nach Triest zu reisen, hoffte ich mich noch unterwegs zu erholen.

Mit großem Schrecken trat eines Abends Sebald zu mir, und sagte: „Herr, hier ist unsers Bleibens nicht länger. Draußen steht ein Fremder, und will Sie sprechen. Wir sind verrathen. Er fragte erst nach meinem Namen, und da ich den nicht längern konnte, nach Ihnen.“

„Laß ihn herbeikommen!“ sagte ich.

Es kam ein wohlgekleideter Mann, der nach den ersten ge-
wechselten Höflichkeiten sich nach meiner Gesundheit erkundigte.
Da ich ihn versicherte, daß ich wieder ganz wohl sei, sagte er:
„Desto besser. Ich möchte Ihnen einen guten Rath geben. Sie
wissen, welche Geschichte Sie mit dem Prinzen Carlo gehabt ha-
ben. Er ist außer Gefahr, hat Ihnen aber den Tod geschworen.
Darum machen Sie sich sogleich aus dem Staube. Sie möchten
über Triest nach Deutschland. Thun Sie das nicht. Es ist kein
Schiff für Triest in Rimini, sondern nur ein neapolitanisches da,
das nach Neapel zurückgeht. Sie sind gerettet, wenn Sie auf
dem Meere sind, außerdem in wenigen Stunden des Todes oder
gefangen. Hier haben Sie einen Brief an den neapolitanischen
Kapitän. Er ist mein guter Freund. Er wird Sie mit Freuden
aufnehmen. Nur machen Sie sich sogleich nach Rimini und von
da nach Neapel.“

Ich war nicht wenig betroffen, diesen Fremdling so gut unter-
richtet zu sehen. Auf meine Fragen an ihn und wie er zu der
Kenntniß gekommen war, lächelte er, und erwiderte nur: „Mehr
weiß ich nicht, mehr kann ich Ihnen also auch nicht sagen. Ich
wohne hier in Ravenna, und bin Schreiber des Gerichts. Retten
Sie sich!“ Dann verließ er uns plötzlich.

Sebald behauptete steif und fest, der Mensch müsse den Teufel
im Leib haben, sonst könnte er nicht um unsere Heimlichkeiten
wissen. Da der Fremde draußen noch mit den Wirthsleuten sprach,
erfuhrn wir nachher auch von diesen, daß der Unbekannte hiesiger
Gerichtschreiber, ein braver, ehrlicher Mann, wohlhabend und
vermählt sei. Am unbegreiflichsten war mir, daß dieser Geheimniß-
volle unsern Plan so genau kannte, über Triest nach Deutschland
zu gehen, den doch außer uns Keiner wissen konnte. Das Räthsel
aber löste sich bald, als mir Sebald gestand, er habe während

meiner Krankheit einen Brief an seinen ehemaligen Kameraden Kaspar von Battaglia geschrieben und ihn um Nachricht gebeten, ob der Prinz wirklich getödtet worden sei? Auf Antwort wartete er vergebens. Der Brief war ohne Zweifel in Carlo's Hände oder in die seiner Leute gefallen, oder der Inhalt sonst verrathen worden.

Nun gerieth Sebald erst in Angst. Er bestellte ohne anders einen Lohnkutscher nach Rimini und noch in der Nacht reiseten wir dahin. Mir selbst war bei diesen Verumständungen nicht wohl zu Muth. Ich wußte nicht, ob wir der Gefahr entflöhen oder entgegen eilten. Der Gerichtsschreiber konnte eben so gut ein Mann des Prinzen sein. Inzwischen erreichten wir nicht nur Rimini, sondern fanden auch den neapolitanischen Kapitän. Ich übergab ihm den Brief des Gerichtsschreibers — doch läugne ich nicht, daß ich denselben vorher geöffnet und gelesen hatte — und ward bald mit ihm wegen der Ueberfahrt nach Neapel einig. Der gute Wind kam. Die Anker wurden gelichtet.

Es waren außer uns noch einige Reisende auf dem Schiffe, unter andern ein junger Mann, dessen Anblick mir anfangs nicht gelegen war; denn ich erinnerte mich, ihn in den Bädern von Battaglia einmal, doch nur sehr vorübergehend gesehen zu haben. Es beruhigte mich aber, da ich aus seinen Gesprächen schließen konnte, daß er mich nie beachtet hatte, und ich ihm vollkommen fremd sei. Er hatte Battaglia erst seit drei Tagen verlassen, und wollte nach Neapel zurück, wo er, wie er sagte, eine beträchtliche Handlung trieb. Er erzählte von den Bekanntschaften, die er in den Bädern von Battaglia gemacht, und kam nebenbei auch auf die deutsche Gräfin zu sprechen, die ein Wunder von Anmuth und Schönheit wäre. Wie schlug mein Herz! Von Verwundung oder Tod des Prinzen schien er gar nichts zu wissen. Die Gräfin, deren Namen ihm aber unbekannt war, sei schon vier Tage vor

ihm abgereist, sagte er; wohin? darum hatte er sich nicht bekümmert.

So mangelhaft auch diese Nachrichten waren, dienten sie doch nicht wenig zu meiner Beruhigung. Hortensie lebte, Hortensie war gesund. „Möchte sie glücklich sein!“ war mein Seufzer. Die Seefahrt war Allen langweilig; mir nicht. Ich suchte die Einsamkeit. Ich durchwachte manche Nacht auf dem Verdeck in Träumen von Hortensien. Der junge Kaufmann — er nannte sich Zufaldini — bemerkte meine Schwermuth und gab sich viele Mühe, mich zu erheitern. Er hörte, ich sei ein Maler; er liebte die Kunst mit Leidenschaft und lenkte beständig das Gespräch darauf, weil mich nichts, als dies, zerstreuen oder gesprächig machen zu können schien. Seine Theilnahme und Freundschaftlichkeit ging endlich so weit, daß er mir Wohnung und Tisch in seinem Hause zu Neapel anbot, was ich um so weniger ablehnte, da ich in Neapel durchaus fremd, und mein und Sebalds gesamter Geldvorrath, besonders nach Abzug der Reisekosten, sehr zusammengeschmolzen war.

N e u e s W u n d e r .

Die Güte und Sorgfalt des edeln Zufaldini war in der That beschämend für mich. Aus einem Reisegesellschafter hatte er mich zu seinem Freund gemacht, ungeachtet ich wenig oder nichts gethan hatte, seine Liebe zu gewinnen oder zu verdienen. Als Freund stellte er mich seiner betagten, ehrwürdigen Mutter und seiner jungen, reizenden Gattin vor. Man räumte mir und Sebalden von den besten Zimmern ein, und behandelte mich gleich den ersten Tag nach unserer Ankunft wie einen alten Hausgenossen. Dabei ließ es Zufaldini nicht beruhen. Er führte mich in alle seine Bekanntschaften ein, und von da kamen bald Bestellungen

von Gemälden. Er selbst war so eifrig, mir Kunden zu werben, als wenn es sein eigener Vortheil wäre. Selbst darin gab er nach, daß er von mir Bezahlung für Wohnung und Kost annahm, so sehr ihn anfangs auch mein Anerbieten kränkte. Da er aber meine Entschlossenheit sah, sein Haus zu verlassen, wenn ich nicht vergelten konnte, nahm er das Geld, mehr um mir einen Gefallen zu erweisen, als sich damit zu entschädigen.

Es ging mir mit meinen Arbeiten über alles Erwarten glücklich. Man liebte meine Bilder; man zahlte, was ich forderte, und eine vollendete Bestellung zog die andere nach sich. Sobald besand sich in Neapel so wohl, daß er sogar des Heimwehes nach Deutschland vergaß. Er dankte Gott, mit heiler Haut aus den Diensten des Grafen von Hormegg entkommen zu sein, und wollte, wie er sich ausdrückte, mir lieber um Wasser und Brod, als dem Grafen um ganze Schüsseln voll Gold dienen.

Mein Plan war, durch Arbeit so viel zu gewinnen, daß ich die Reise nach Deutschland machen und mich dort irgendwo ansiedeln könnte. Ich war fleißig und sparsam. So verstrich ein Jahr. Die Liebe, welche ich im Trufaldinischen Hause genoß, mein Stillleben in der großen, zerstreuvollen Hauptstadt, der Reiz des sanften Himmelsstriches, und dann, daß ich in Deutschland ohne Ruf, ohne Freunde war, ließen mich den ersten Entwurf wieder vergessen. Ich blieb, wo ich war. Freude blühte mir so wenig auf deutschem, als italienischem Boden. Nur der Gedanke, Hortensie könne vielleicht auf den Gütern ihres Vaters wohnen — ich könne noch den Trost haben, sie dort vielleicht, wenn auch nur aus der Ferne, einmal zu sehen, der Gedanke allein zog meine Sehnsucht zuweilen nach Norden. Aber wenn ich mich dann der Scheidestunde erinnerte und des Wortes, das sie sprach: meine irdischen Verbindungen sind mit ihm aufgehoben! — wie sie mir vor ihrem Vater so feierlich, mit so heldenmüthiger Größe entsagte — —

dann erhob auch ich mich wieder zum Muth, Alles und freudig zu dulden. Ich war eine Eiche, die der Sturm zerschmettert hatte, ohne Zweige, ohne Laub, einsam, ungeliebt, in sich selbst absterbend.

Man sagt, die Zeit heile mit wohlthätiger Hand auch die tiefste Wunde. Ich glaubte selbst an diese Sage, aber ich fand sie unwahr. Meine Schwermuth blieb sich gleich. Ich mied die Fröhlichen. Ost gaben mir Thränen Erleichterung. Meine einzigen Freuden gewährte ein Traum von ihr, wenn ich sie in ihrer Hoheit und Liebenswürdigkeit sah. Ihr Ring war mein Heiligthum. Wäre er in die Tiefe des Meeres gefallen, nichts hätte mich hindern können, ihm nachzuströzen.

Das zweite Jahr verging; mein Kummer nicht. Wie es nun geht, immer labte mich noch, auch in den düstersten Stunden, matter Schein von Hoffnung, daß vielleicht ein Ungefähr mich wieder in die Nähe der verlorenen Auserwählten bringen, oder mir wenigstens eine Nachricht von ihr zuspielen werde. Die Möglichkeit davon sah ich nun zwar nicht wohl ein. Wie konnte die Entfernte wissen nach Jahren, wo ich Einsamer lebte? Gleichviel. Was fragt der Hoffende nach Möglichkeiten? — Aber am Ende des zweiten Jahres gab ich auch diese Hoffnung auf. Hortensie war für mich verstorben. Ich sah sie auch in meinen Träumen nicht anders mehr, als eine Ueberirdische, im Strahlenglanz der Verklärten.

Eusaldini und seine Gattin hatten mich oft in traulichen Gesprächen um die Ursache meiner Schwermuth gefragt. Ich konnte mich nie überwinden, mein Geheimniß zu entweihen. Sie forschten zuletzt nicht mehr; aber sie wurden um meine Gesundheit besorgter. Ich selbst empfand, daß die Kraft von mir wich. Der Gedanke an das Grab aber war mir süß.

Doch Alles änderte plötzlich. Eines Morgens brachte mir Sebalb die von der Post gekommenen Briefe; dabei waren einige neue

Bestellungen von Gemälden und ein Kästchen. Ich öffnete dasselbe. Wer stellt sich mein freudiges Erschrecken vor? Ich sah Hortensiens Bild — lebendig, schön — aber in schwarzen Trauerkleidern — das Gesicht zarter, magerer, blässer, als ich es in der Wirklichkeit gesehen — von Hortensiens Hand auf einem Blättchen dabei zwei Worte geschrieben: „Emanuel, hoffe!“

Ich taumelte durch das Zimmer, wie ein Berauschter; ich sank sprachlos auf einen Sessel nieder, ich hob betend meine Hände zum Himmel; ich jauchzte und schluchzte; ich küßte das Bild und das Blättchen, welches ihre Hand berührt haben mußte; ich kniete, ich dankte weinend der Vorsehung, das Angesicht auf den Erdboden niedergesenkt.

So fand mich Sebald. Er hielt mich für wahnsinnig. Er irrte nicht. Der Mensch, das fühle ich, ist immer stärker, ein Unglück, als ein Glück zu tragen; denn gegen jenes tritt er immer mehr oder weniger gerüstet einher; gegen dieses allezeit ohne Furcht und Vorsicht.

Meine Hoffnungen blühten wieder fröhlich auf; in ihnen meine Gesundheit, mein Leben. Tusalbini und alle Bekannte freuten sich dessen. Ich selbst erwartete nun von Tag zu Tag neue Nachricht von der Hochgeliebten. Daß sie meinen Aufenthalt kannte, war nicht zu bezweifeln, ob ich gleich nicht begriff, wie sie zur Kenntniß desselben gelangt sein konnte. Aber von welcher Weltgegend her mir ihr Bild gekommen, darüber war all mein Forschen und Grübeln eitel.

A u f l ö s u n g.

Nach acht Monaten empfing ich wieder ein Schreiben von ihr. Es bestand aus folgenden wenigen Zeilen: „Ich möchte dich, Emanuel, nur einmal noch sehen. Finde dich am ersten Morgen des Mai-

monats in Livorno ein, wo du von dem schweizerischen Handels-
hause *** weitere Auskunft erhalten wirst, wenn du nach der Wittwe
Marianna Schwarz fragst, die dir meine Wohnung zeigen wird. In
Neapel sage Niemanden, wohin du gehst, am wenigsten von mir.
Ich bin für Niemanden mehr auf der Welt, als vielleicht einige
Augenblicke für dich."

Der Brief erfüllte mich mit neuem Entzücken, aber wegen eines
düster durchblickenden Geheimnisses mit banger Ahnung. Doch die
Herrliche wieder zu sehen, wenn auch nur für Augenblicke, war
meiner Seele genug. Im April verließ ich Neapel, mit Weh-
muth Tufalini's Haus. Sebald und Jeder glaubte, ich reise
nach Deutschland zurück.

Ich kam mit Sebald nach Gaeta. Hier hatten wir unverhoffte
Freude. Vor der Stadt erblickte ich im Vorbeifahren, an der
Gartenthüre einer Villa, unter mehrern Frauenzimmern Fräulein
Cäcilie. Ich hielt an, sprang ab und gab mich ihr zu erkennen.
Sie führte mich in den Kreis ihrer Verwandten ein; sie war seit
drei Wochen vermählt. Von ihr erfuhr ich, daß sie Hortensien
schon seit einem Jahre verlassen hatte. Vom Aufenthalt der Gräfin
wußte sie nichts, sondern nur, daß dieselbe in ein Kloster gegangen
sei. „Schon seit einem Jahre," sagte Cäcilie, „ist der Graf von
Hormegg gestorben. Aus den plötzlichen Einschränkungen alles bis-
her gewohnten Aufwandes bemerkten wir bald, daß er seine Ver-
mögensumstände in trauriger Zerrüttung hinterlassen habe. Die
Gräfin verminderte ihre Bedienung bis auf wenige Personen. Ich
hatte die Gnade, von ihr beibehalten zu werden. Als sie bald
aber in einem unglücklichen Prozesse alle Hoffnung verlor, von den
verschuldeten väterlichen Gütern etwas zu erhalten, wurden wir
sämmtlich entlassen. Sie behielt nur eine einzige alte Abwärterin
bei sich, und erklärte, ihre Tage in einem Kloster enden zu wollen.
O wie viel Thränen kostete uns diese Trennung! Hortensie war

ein Engel, und nie schöner, nie bezaubernder, nie erhabener, als unter den schwersten Schlägen des Schicksals. Sie entsagte aller gewohnten Pracht; vertheilte den ganzen Reichthum ihrer Gewänder, wie eine Sterbende, unter die verabschiedete Dienerschaft; belohnte Alle mit fürstlicher Freigebigkeit, daß sie sich gewiß selbst damit in Gefahr setze, zu darben, und bat uns nur, sie in unser frommes Gebet einzuschließen. Es war in Mailand, wo ich sie verließ und hieher zu meiner Familie heimkehrte. Sie äußerte, nach Deutschland reisen und sich dort die Einsamkeit eines Klosters suchen zu wollen."

Diese Erzählung Cäciliens lösete mir plötzlich alle Räthsel in Hortensiens letztem Briefe. Auch vernahm ich von ihr, daß Carlo, der zwar schwer, doch nicht tödtlich verwundet gewesen, gleich nach seiner Herstellung in den Dienst des Maltheserordens getreten, und bald darauf gestorben sei.

In traurig-froher Stimmung verließ ich Gaeta. Hortensiens Unfälle und der Verlust ihrer Glücksgüter erregten mein Mitleiden, aber zugleich auch eine verwegene Hoffnung, als ich jemals zu fassen gewagt hatte. Ich schmeichelte mir, sie vielleicht von ihrem Entschlusse zum Klosterleben abwendig machen, vielleicht mit ihrem Herzen auch ihre Hand gewinnen zu können. Ich schwindelte bei dem Gedanken, mit Hortensien die Früchte meiner Arbeit theilen zu dürfen. Bald war dies mein einziges Träumen auf dem ganzen Wege bis Livorno, wo ich acht Tage vor der bestimmten Frist an einem schönen Morgen eintraf.

Ich säumte keinen Augenblick, das mir angewiesene schweizerische Handelshaus aufzusuchen. In Reisekleidern lief ich dahin und bat um die Adresse der Wittve Schwarz, damit ich vorläufig erführe, ob die Gräfin schon in Livorno angekommen sei. Ein Hausknecht führte mich zur Wittve, die in einer abgelegenen Gasse und in einem sehr einfachen bürgerlichen Hause wohnte. Wie groß

war mein Verdruß, als ich erfuhr, Frau Schwarz sei abwesend, ich müsse nach zwei Stunden anfragen. Jeder verlorne Augenblick war ein Raub an meinem Leben.

Zur festgesetzten Stunde stellte ich mich wieder ein. Eine alte Magd öffnete das Haus, führte mich die Treppe hinauf und meldete mich ihrer Frau an. Ich ward eingeladen, in ein sehr einfach geschmücktes, aber reinliches Zimmer zu treten. Der Stubenthür gegenüber saß auf einem Ruhebett ein Frauenzimmer, welches aber auf mein Eintreten gar nicht zu achten schien, meinen Gruß nicht erwiderte, sondern mit beiden Händen vor ihrem Gesicht ihr Schluchzen und Weinen zu bedecken suchte.

Ein fieberischer Schauer überslog bei diesem Anblick meinen Leib. In der Gestalt der Wittwe, in den Tönen ihres Schluchzens erkannte ich die Gestalt und Stimme Hortensiens. Ohne zu überlegen und mich zu vergewissern, einem Trunkenen gleich, ließ ich Stock und Hut fallen, und warf mich zu den Füßen der Weinenden. Ach Gott! wer kann sagen, wie mir ward? Die Arme Hortensiens hingen an meinem Nacken, meine Lippen an den ihrigen. Die ganze Vergangenheit war vergessen, die ganze Zukunft rosenfarbene Ewigkeit. Nie war eine Liebe schöner vergolten, eine Treue seliger belohnt. Beide fürchteten wir gleichzeitig, daß der Augenblick, den wir genossen, bloß geträumtes Heil sei. Auch ward den ersten Tag unsers Beisammenseins so wenig und so zusammenhangslos gefragt und geantwortet, daß wir von einander schieden, ohne mehr von einander zu wissen, als daß wir uns gesehen hatten.

Folgendes Tages, man darf es wohl glauben, war ich zu guter Zeit bereit, die Einladung der reizenden Hortensie zu benutzen, und mit ihr das Frühstück zu theilen. Ihre Bedienung bestand aus einer Köchin, einem Stubenmädchen, einer Kammerfrau, einem Kutscher und einem Jäger. Alles Tafelgeschirr war vom feinsten

Porzellan und Silber, obgleich nichts mehr mit den altgräflichen Wappen und Namenszügen. Dieser Anblick eines gewissen Wohlstandes, der ganz gegen meine ersten Vorstellungen und weit über die Kräfte meines eigenen Vermögens ging, war für meine von Gaeta bis Livorno hingeträumten Entwürfe sehr demüthigend. Ich erwartete, ja ich wünschte sogar, Hortensien in einer etwas beschränkten Lage zu finden, um ihr mit größerm Muthе mein Alles anbieten zu dürfen. Nun stand ich wieder als der arme Maler vor ihr.

Ich verhehlte ihr in unsern traulichen Gesprächen nicht, was ich zu Gaeta von Cäcilien gehört hatte, und welche Empfindungen, welche Entschlüsse, welche Hoffnungen dadurch geweckt worden wären. Ich schilderte ihr die ganze Reihe meiner vernichteten Träume, wie sie vielleicht den grausamen Voratz aufopfern würde, Jugend und Schönheit inner den Mauern eines Klosters zu vergraben, — wie sie sich vielleicht gefallen lasse, mich zu ihrem Diener und treuen Freund zu wählen, — wie ich meine Ersparnisse und allen Gewinn meines künftigen Fleißes zu ihren Füßen legen würde. Ich schilderte ihr mit den Farben liebender Hoffnung die Seligkeit des bürgerlichen Stilllebens in irgend einer Einsamkeit — das einfache Haus, den kleinen Garten daran, die Werkstätte des Künstlers, den ihre Nähe begeisterte . . . Ich zitterte. Es war unmöglich, fortzufahren. Sie schlug die Augen nieder; ein himmlisches Roth überfloß leuchtend ihr Antlitz. „So habe ich geschwärmt!“ setzte ich nach einer guten Weile hinzu: „und es sollte wohl nicht sein.“

Hortensie stand auf, trat zu einem Wandschrank, zog ein Kistchen von Ebenholz, reich mit Silber beschlagen, hervor und überreichte es mir sammt dem Schlüssel. „Ihnen dies zu übergeben, habe ich Sie eigentlich nach Livorno beschieden. Es gehört zum Theil und zum Theil nicht zur Ergänzung Ihrer Träume. Nach

dem Tode meines Vaters war mein erster Gedanke, Ihnen die Pflichten meiner Erkenntlichkeit zu erfüllen. Ich hatte Sie, seit Ihrer Flucht von Battaglia, nie aus den Augen verloren. Ein glücklicher Zufall brachte den Brief Ihres Bedienten, den er aus Ravenna über Ihren Reiseplan an einen seiner Freunde unter meiner Dienerschaft geschrieben, in meine Hände. Herr Tusal dini von Neapel ließ sich in einer heimlichen Unterredung von mir gewinnen, sich Ihrer auf immer anzunehmen. Er empfing zur Be-
 streitung aller Unkosten und selbst zu Ihrer Unterstützung, wenn es nöthig sein würde, ein kleines Kapital; auch seine Mühe habe ich gern gelohnt, wiewohl der brave Mann nur mit Widerwillen die wenigen Geschenke von mir annahm. Dafür hatte ich das Vergnügen, alle vier Wochen Nachricht von Ihrem Befinden zu erhalten. Tusal dini's Briefe waren seit unserer Trennung meine einzige Erquickung. Nach dem Tode meines Vaters setzte ich mich in Rücksicht des Vermögens mit meiner Familie auseinander. Unsere Güter mußten männlichen Agnaten verbleiben. Ich verwandelte alles Uebrige in Geld. An die Rückkehr in mein Geburtsland dachte ich nicht mehr — meine letzte Zuflucht sollte ein Kloster bleiben. Unter dem Vorwande der Verarmung trennte ich mich von allen ehemaligen Umgebungen meines Vaters, von meiner ganzen ehemaligen Dienerschaft; nahm bürgerlichen Stand und Namen an, um desto verborgener mir selber zu leben. Erst als ich Alles vollbracht hatte, berief ich Sie, um mein Werk zu enden und mein Gelübde zu lösen, das ich dem Himmel gethan. Der Augenblick ist vorhanden. Sie haben mir Ihre schönen Träume erzählt. Kehren Sie auf ein Weilchen in die Wirklichkeit mit mir zurück.“

Sie eröffnete das Kistchen und zog ein Paquet sorgfältig verwahrter und an meinen Namen adressirter Papiere hervor; erbrach die Siegel; legte mir ein notarialisch ausgefertigtes Instrument

vor, worin theils als mir zu zahlende Schulden, theils als aufgelaufene Zinsen, die mir gehörten, theils als Erbschaftsantheil von der Hinterlassenschaft der Wittve Marianne Schwarz, in Banknoten von verschiedenen Ländern, eine große Summe übermacht ward.

„Dies, lieber Faust,“ fuhr die Gräfin fort, „ist Ihr Eigenthum, Ihr wohl erworbenes, wohlverdientes Eigenthum. Ich habe keinen Theil mehr daran; für mich ist genug zu einem bescheidenen Auskommen vorhanden. Wenn ich der Welt entsage und einem Kloster anhöre, erben Sie noch einen Theil dessen, was ich besitze. Bin ich Ihnen in der That werth, so beweisen Sie es durch ein ewiges Schweigen über meine Person, meinen Stand, meinen wahren Namen; noch mehr, ich verlange, daß Sie keine Silbe sprechen, die eine Weigerung oder einen Dank wegen dieses Ihres wahren Eigenthums andeuten könnte. Geben Sie mir darauf die Hand?“

Ich hörte diese Rede mit Verwunderung und Schmerz, schob die Papiere gleichgültig auf die Seite und sagte: „Glauben Sie denn, daß diese Banknoten für mich einen Werth haben? Ich mag sie weder ausschlagen, noch dafür danken. Besorgen Sie beides nicht. Wenn Sie in ein Kloster gehen, ist mir alles Uebrige und die Welt selbst entbehrlich. Ich bedarf nichts. Was Sie mir geben, ist Staub. Ach, Hortensie, Sie sagten einst, meine Seele sei es, die Sie beseele. Wäre es noch, so würden Sie keinen Anstand nehmen, meinem Beispiel zu folgen. Ich verbrenne die Banknoten. Was soll ich damit? Werden Sie arm, und mein! — O Hortensie, mein!“

Sie lehnte sich zitternd an mich, faßte mit beiden Händen meine Hand, und sagte mit Heftigkeit und Thränen im Auge: „Bin ich's denn noch nicht, Emanuel?“

„Aber das Kloster — —?“

„Meine letzte Zuflucht, wenn du mich verlässest.“

Da schworen wir unsern Bund vor Gott. Am Altar ward er von priesterlicher Hand geweiht. Wir verließen Livorno und suchten uns die reizende Einsamkeit, welche wir nun mit unsern Kindern bewohnen.